Osteuropäische Zukunft

Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Amtliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzmeerländerverbandes **„Dubvid"** Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses **„Ukraine"** Berlin, der **„Deutsch-Finnländischen Vereinigung"** Berlin, der **„Deutsch-Georgischen Gesellschaft"** Berlin und des **„Deutsch-Nordischen Verbandes"** E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten **osteuropäischen** und **morgenländischen Vereine** Berlin.

Herausgeber:

Dr. Falk Schupp-Berlin | **Dr. Otto Sprenger**-Bremen | **Dr. Friedrich Thoma**-Augsburg, M. d. R. u. d. bayer. L. T.

Verlag: **Georg D. W. Callwey**, München, Finkenstr. 2.

2. Juniheft 1918

Die Zeitschrift erscheint monatlich zweimal. ∴ Bezugspreis: Halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pfg. ∴ Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstraße 2; Zusendungen für den Bezug sind zu richten an den ∴ Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2. ∴

3. Jahrgang Nr. 12

Inhalt:

Mitteilungen.

Aus dem Leben der Balten. Wenn man heute sieht, wie sich allerorten im jüngst befreiten Baltenlande die Kräfte trotz des Druckes, den die deutsche Militärverwaltung in dem nicht einheitlich von Deutschen bewohnten Gebiet notgedrungen noch ausüben muß, regen und äußern, dann ahnt man erst, wie unterdrückt produktionsfähige alte deutsche Kultur in den Ostseeprovinzen zur Zeit der Russenherrschaft gewesen ist. In Stadt und Land, allüberall schreitet die Bevölkerung zum Wiederaufbau zerstörter geistiger und materieller Güter. Noch hemmen, wie gesagt, die militärischen Verordnungen vielfach die freie Entwicklung. Aber die Keime zu herrlichen Blüten lassen sich schon erkennen. Es sollen erst einmal geregelte Verhältnisse in Kurland, Livland und Estland sich einbürgern — staunen werden wir diesseits der alten Grenze, wie rasch die neuen Lande uns einholen und in dieser oder jener Hinsicht gar überflügeln werden. Jeder Balte ist nämlich geborener Politiker und werktätiger Staatsbürger, der im kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Kampf unter schwersten Verhältnissen seinen Mann zu stehen gelernt hat; das macht ihn manchem deutschen Bürger weit überlegen; und das ist eine Frucht seiner Erziehung in einer harten Schule durch sieben kampferprobte Jahrhunderte!... Es sind zumeist vom inneren Standpunkt aus belanglose Dinge, über die zurzeit zu berichten ist; aber die Belanglosigkeit und doch dieser Eifer beweisen, wieviel im Baltenland der Krieg zerstört hat, wieviel aufzurichten ist und auf wie tiefer Stufe vorläufig begonnen werden muß. In Riga ist der private Fernsprechverkehr wieder aufgenommen worden, ein bedeutsames Ereignis für das Handelszentrum eines Gebietes, das fast so groß wie Preußen ist; in Libau ist das Börsenkomitee bemüht, die kriegsmäßige Telephonsperre für Privatgespräche aufzuheben. Dann dürfte die Ausführung eines Projektes viel zur wirtschaftlichen Belebung Rigas beitragen, das von der Stadtverwaltung eben in die Wege geleitet ist. Alle Industriebetriebe Rigas stehen bekanntlich mit geringen Ausnahmen still, weil die Russen seinerzeit alle Maschinen und Rohstoffe evakuiert oder vernichtet haben; ein Rohstoff aber ist nach wie vor vorhanden: Holz. Nun soll eine Nutzholzverwertung ins Leben gerufen, vor allem sollen Möbel in größter Menge hergestellt und zu dem wesentlichsten Exportartikel Rigas erhoben werden. Im Reiche ist die Nachfrage nach Möbeln tatsächlich groß; das entsprechende Angebot will nun Riga machen . . . Libau aber verhandelt unterdessen mit den Militärbehörden über den Ankauf einer Zufuhrbahn durch die Stadt, die seinerzeit als militärische Förderbahn angelegt wurde und Libau mit dem etwa 40 Kilometer nördlicher gelegenen kleinen Hafen Paulshafen verbindet. Im Interesse der Zufuhr von Holz, Torf, Steinen, Kartoffeln usw. ist der Erwerb dieser Bahn wichtig für Libau . . . Riga und Reval planen die Wiedereröffnung resp. Neugründung von Polytechnikum und Handelshochschule. Das Polytechnikum in Riga, eine bewährte Hochschule, an der einst viele deutsche Gelehrte gelesen haben, soll bereits in diesem Herbst seine Tore öffnen. Neben den bestehenden Fakultäten wird eine speziell mechanische Abteilung ins Leben gerufen werden. Die russische Regierung soll sich bereit erklärt haben, das seinerzeit nach Moskau verschleppte Inventar der Anstalt nach Riga zurückzuschaffen. Innigsten Anteil am Schicksal des Rigaer Polytechnikums nehmen die deutschen technischen Hochschulen. Dasselbe gilt für das Revaler Projekt eines neuen Technikums, das auch bereits im Herbst eröffnet und vom Revaler Verein der örtlichen Kleinindustrie finanziert werden soll . . . Am üppigsten entwickelt sich zuvor das Theaterleben in den Provinzen. Ganz abgesehen von dem im Grunde unnützen lettischen Theaterunternehmen, über das wir in der vorigen Nummer kurz berichteten und das eigentlich keine kulturelle Berechtigung hat, weil es nur eine entwicklungsunfähige originallettische Theaterliteratur gibt, sind die deutschen Theater in Riga, Reval und Dorpat wiedereröffnet bzw. ausgebaut oder provisorisch instandgesetzt worden. Zum Theaterdirektor der großen und bekannten Rigaer Bühne ist Stanislaus Fuchs gewählt worden, zum ersten Kapellmeister der Oper, die Wagner einst dirigierte, Strasser-Elberfeld-Barmen, zum zweiten Kapellmeister Dammer-Köln. Namhafte Mitglieder deutscher erster Bühnen sind für Schauspiel und Oper in Riga verpflichtet worden. Auch das Theater in Reval, ein schöner nordischer Bau, ist wieder eröffnet worden; in Dorpat wird provisorisch im Sommertheater gespielt; im Herbst soll der vor Jahren begonnene Theaterneubau vollendet sein. Als Direktor des neuen Dorpater Theaters wurde Hellmuth Krüger von den Berliner Kammerspielen berufen.

Ein wenig abseits von den vier baltischen Landeseinheiten Kurland, Livland, Estland und Oesel hat seit jeher im Grunde der am weitesten nach Osten vorgeschobene Teil des alten Ordenslandes gestanden: Infland oder Lettgallen oder, wie es sonst noch seiner katholisch-lettischen Bevölkerung und seiner langen Zugehörigkeit zu Polen wegen genannt wird, Polnisch-Livland mit der Hauptstadt Rositten, einer alten Deutschordensburg, die die Russen in Reshiza umgenannt haben. Reichsdeutsche Kreise haben von der Existenz dieses Gebietes wohl erst erfahren, als es in diesem Frühling von deutschen Truppen

besetzt und gewissermaßen „neu entdeckt" wurde. Es liegt nördlich der Düna, bildet das Hinterland von Dünaburg und grenzt im Westen an Livland, im Süden an Kurland, im Osten und Norden an die großrussischen Gouvernements Pleskau (Pskow) und Witebsk. Deutschen und lettischen Ursprungs sind die meisten Ortsnamen des Gebietes, lettisch-katholisch sind die Bauern, polnisch-katholisch und deutsch-evangelisch ist vorwiegend der Großgrundbesitz, den nahe und nächste Beziehungen mit dem baltischen Großgrundbesitz verknüpfen. Nun das Selbstbestimmungsrecht der Völker unvorsichtigerweise von den Maximalisten Großrußlands selbst proklamiert worden ist und die baltischen Brüder der Infländer sich von Rußland losgelöst und eng an Deutschland angeschlossen haben, ist die Bevölkerung Polnisch-Livlands diesem Beispiel begeistert gefolgt. Am 22. April 1918 trat der Dünaburger Landtag zusammen, proklamierte die Loslösung des Landes von Großrußland und seinen Anschluß an Deutschland und hat Vertreter nach Berlin gesandt, die nun im Sinne der Landesratsvertretungen von Kurland, Livland, Estland und Oesel handeln werden. Seither gibt es auch eine „lettgallische Frage". Als Vertreter des Landes wurden gewählt: von den Deutschen die Herren R. v. Engelhardt-Alt-Born, Graf Plater-Kraßlaw, W. v. d. Mohl und B. v. Szachno; von den Letten Grischan, Welkme und Papersh. Auch in Rositten hat eine Versammlung stattgefunden, auf der die Dünaburger Beschlüsse einstimmig angenommen wurden; im Präsidium saßen hier die Herren v. Krüdener-Struve und v. Soltan.

Mitte Juni dieses Jahres wird in Berlin, im Gebäude der Akademie der Künste, unter dem hohen Protektorate des Prinzen Heinrich von Preußen, eine Livland-Estland-Ausstellung nach dem Muster der an dieser Stelle bereits lobend besprochenen Kurland-Ausstellung eröffnet werden. Vom wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben zwischen Düna und Finnischem Meerbusen wird das reiche Anschauungsmaterial fraglos ein fesselndes, erschöpfendes Bild bieten. Die Ausstellung, die vom „Verein für das Deutschtum im Auslande" (Vorsitzender: Kaiserl. Gesandter z. D. und Wirkl. Geheimer Rat v. Reichenau) arrangiert wird, ist seit Monaten vorbereitet worden. In elf Eisenbahnwagen ist das Ausstellungsmaterial in Berlin eingetroffen. Die Ausstellung ist als Wanderausstellung gedacht und wird mehrere deutsche Städte besuchen. Wir hoffen, daß während der Ausstellungszeit und in engem Anschluß an das Anschauungsmaterial möglichst viel Vorträge populären Charakters über das Baltikum stattfinden. Aufklärung ist immer noch vonnöten. Auch über die Baltenlande wissen im Grunde immer noch nur aufgeklärte und interessierte Kreise des deutschen Volkes Bescheid.

Schwer gelitten während der Kriegszeit hat das Inventar der Universität Dorpat, insbesondere die aus 200 000 Bänden bestehende Bibliothek und die Gemälde und Büsten. Es ist kaum anzunehmen, daß es dem Kurator der neu zu eröffnenden baltischen alma mater, Prof. Th. Schiemann-Berlin, gelingen wird, gestützt auf die Autorität der deutschen Regierung, die in Großrußland verstreuten und verschleuderten Kulturschätze zu retten. Im September 1915 evakuierten die Russen die Bibliothek und das übrige Inventar aus Dorpat. Nach einer langen Wanderung über Nishni-Nowgorod und Perm nach Woronesh sollen heute nur noch 6000 Bände übrig sein. Zum Teil sind die verlorenen Bände als Makulatur verkauft worden! Von kostbaren Gemälden fehlen die Kügelgenschen Porträts von Goethe, Wieland, Herder und Alexander dem Ersten. Es würde zu weit führen, die übrigen unwiederbringlich schweren Verluste namentlich aufzuführen. Hoffentlich erwirbt Dorpat im kommenden Zeitalter seiner neuen deutschen Blüte bald eine neue Sammlung wertvoller Kulturschätze.

Hanns Dohrmann.

Das wachsende Interesse für den Osten.

Unter dieser Spitzmarke nannten wir schon in der vorigen Nummer unseres Blattes eine Reihe von erfreulichen Gründungen, die weiteste Kreise des deutschen Volkes über die wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und nationalen Verhältnisse im noch so fremden und unverstandenen Osten aufklären sollen. Es handelt sich um eine notwendige Aufklärung! Nun ist über eine neue einschlägige Gründung zu berichten. Aus der im Oktober 1913 gegründeten „Deutschen Gesellschaft zum Studium Rußlands" ist nach fünf ereignisreichen Jahren die „Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas" geworden, den veränderten Verhältnissen im Osten entsprechend eine selbstverständliche Umgestaltung. Das Arbeitsgebiet der neuen Gesellschaft umfaßt Landeskunde, Geschichte, Volkswirtschaft, Technik, Verfassung, Verwaltung, Recht und die gesamte Geisteskultur Osteuropas. Sie will Arbeiten Deutscher über Osteuropa anregen und herausgeben und die Geisteserzeugnisse Osteuropas Deutschen zugänglich machen. Unter der Leitung der Professoren Berneker, Goetz und Hötzsch wird sie die „Osteuropäischen Forschungen" herausgeben, Vorträge sollen veranstaltet werden, und eine Bibliothek und ein Lesezimmer in Berlin sind in Aussicht genommen. An der Spitze der Gesellschaft steht heute, wie vor dem Kriege, der Fürst von Hatzfeldt, Herzog zu Trachenberg; Vizepräsident ist Geheimrat Max Sering, Schriftführer Prof. Dr. Hötzsch und Schatzmeister Kommerzienrat Herrmann, Direktor der Deutschen Bank.

H. A. D.

Finnlands Parteien.

Ueber Finnlands Landtag und das Verhältnis seiner Parteien zueinander, über ihre zahlenmäßige Stärke und ihre Stellungnahme zu der gegenwärtigen großen Neugestaltung im Lande sollte man mehr wissen, als üblich ist. Finnland, das kürzlich mit deutscher Hilfe vom Joche des roten russischen Druckes befreit worden ist, kämpft zurzeit um seine neue Staatsform. Es handelt sich um die beiden Möglichkeiten, um Monarchie oder Republik. Die Stimmung für die Monarchie im Lande ist stark; jedenfalls wird der am 15. Mai zusammengetretene Landtag die Entscheidung zu treffen haben. Nach den Wahlen vom Jahre 1917 besteht der gegenwärtige Landtag aus 200 Mitgliedern, die sich folgendermaßen auf die einzelnen Parteien verteilen: 91 Sozialdemokraten, 62 Mitglieder des finnischen Blockes, der die Altfinnen (konservative) und Jungfinnen (liberale) umfaßt, 21 Angehörige der schwedischen Partei und 26 Agrarier. Rein monarchistisch sind die Altfinnen und Schweden gesinnt; die Jungfinnen teilen sich in zwei Gruppen, eine republikanische und eine monarchistische. Auch unter den Agrariern herrschen in bezug auf die Staatsform seltsamerweise geteilte Meinungen. Da von 91 Sozialdemokraten zurzeit nur 20 gemäßigtere Elemente an den Sitzungen des Parlaments teilnehmen, während die anderen „Roten" mit den Maximalisten als Unterlegene außer Landes gegangen sind, kann eigentlich nur von einem finnländischen Rumpflandtag gesprochen werden. Es fragt sich daher, ob der Landtag überhaupt eine für Verfassungsänderungen erforderliche Mehrheit in dieser oder in der anderen Richtung aufweist. Das Verhältnis zwischen Sozialdemokraten und Bürgerlichen ist übrigens seit jeher ein schlechtes. Während der letzten Landtagswahlen 1917 unterlagen aber die Sozialdemokraten vollkommen. Um diese Niederlage wettzumachen, griff die anmaßende finnländische Arbeiterschaft zu dem Gewaltmittel jener wilden Revolution, die erst kürzlich unterdrückt worden ist. Freilich haben die Roten nun in Finnland ganz ausgewirtschaftet. Ihr Bezwinger und Todfeind, der Jungfinne Svinhufvud, der gegenwärtige Diktator des Landes, ist überzeugter Monarchist.

Orenius.

Rubelwirtschaft in Kurland und Polen.

Bei der Ordnung der Zahlungs-Verhältnisse im Königreich Polen und nunmehrigen Herzogtum Kurland durch die deutschen Okkupationsbehörden wurde seinerzeit durch verbindliche Verordnungen festgelegt, daß alle Verpflichtungen, die vor dem 15. April 1917 eingegangen waren, entweder in Rubel oder in Mark zurückzuzahlen sind, wobei der Rubel fast schwankungslos als 2 Mark geltend angenommen wurde. Solange die Mark niedriger stand, als der Rubel, d. h. im Verhältnis zum letzten Friedenskurs, der bekanntlich 1 Rubel = 2 Mark 17 Pfg. betrug, zahlten die Schuldner in Kurland und Polen in Mark, und die Gläubiger hatten das Nachsehen. Jetzt aber, wo der Rubel ganz wesentlich niedriger steht als die Mark (im besetzten Gebiet zurzeit: 1 Rubel = 80 Pfg.), benutzen die Schuldner dies, um ihre Schulden in dem entwerteten Rubel an die deutschen und einheimischen Gläubiger zurückzuzahlen und so einen bedeutenden Valutagewinn zu erzielen. Prozesse in Kurland und Polen haben bisher zu keiner Abänderung dieses schweren Mißstandes geführt, da die einschlägigen Verordnungen amtlicherseits nicht aufgehoben worden sind. Im Interesse der deutschen und einheimischen Gläubiger und des gesamten, ohnehin schwer leidenden wirtschaftlichen Lebens in Kurland und Polen wäre es daher dringend geboten, daß diesem bösen Uebel baldmöglichst abgeholfen wird. Das um so mehr, als ja die Mark und nicht mehr der Rubel im Okkupationsgebiet laut amtlicher Verordnung als offizielle Landeswährung gilt. Der russische Zarenrubel, vom Kerenski-Rubelschein natürlich ganz abgesehen, sollte für den Verkehr völlig verboten werden, da er im Lande ohnehin nicht mehr kursiert und nur von Spekulanten aus Rußland eingeführt wird, die ihn drüben billig kaufen, um hier ihre dunklen Valutageschäfte zu machen. Als einzige Zahlungsmittel sollten die deutsche Mark und der von deutschen Banken garantierte Ostrubel gelten dürfen, der ein für allemal 2 Mark wert ist.

Hanns Dohrmann.

Groß-Rußlands Verluste durch den Brester Friedensvertrag.

„Petrogradski Golos" (vom 11. April) führt zur Illustration der Verluste, die Großrußland durch den Brester Friedensvertrag erlitt, folgende Zahlen an: Der Gebietsverlust beträgt 930 000 Quadratkilometer mit einer Einwohnerzahl von mehr als 56 Millionen Menschen; das sind 32 Prozent der Gesamteinwohnerzahl des ehemaligen Kaiserreiches. Fast ein Achtel des gesamten russischen Eisenbahnnetzes, 20 530 Werst Eisenbahnen, geht verloren. Von 97 Millionen Deßjatinen Saatfläche behält das geschädigte Reich nur mehr 69 Millionen, von 700 000 Deßjatinen Rübenland nur 100 000. Wälder tritt Rußland im Umfange von 14 000 Deßjatinen ab; diese geringe Menge erklärt sich daraus, daß das gewaltige Gebiet der Ukraine sehr waldarm ist, auch Polen und Litauen wenig waldreiche Gegenden aufweisen. Die Eisengewinnung sinkt um 73,8 Prozent, der schwere Verlust an Kohle beträgt 1688 Millionen Pud jährlich, d. i. 89 Prozent der Gesamtjahresförderung. An Fabriken büßt Rußland in seinem ehemaligen reichen Industriegebiet im Westen fast seine gesamten Fabrikanlagen ein, nämlich: 1073 Metallbearbeitungs- und Maschinenfabriken (46,5 Prozent); 615 Papierfabriken (42,8 Prozent); 244 chemische Fabriken (44,4 Prozent); 43 Schnapsfabriken (53,1 Prozent); 1642 Spritfabriken (56,2 Prozent); 133 Tabakfabriken (57 Prozent); 574 Bierbrauereien (57 Prozent); 918 Webereien und Spinnereien (86 Prozent); 268 Rübenzuckerfabriken (86 Prozent) usw. Im abgetrennten Gebiet funktionierten 1800 Sparkassen. Schließlich erbrachten diese Lande 845 238 000 Rubel Staatseinnahmen, also etwa 40 Prozent der Gesamteinnahmen des einstigen russischen Staates. — Aus dieser Aufstellung ist in der Tat zu ersehen, daß der Bankerott des Kolosses auf tönernen Füßen von furchtbaren Dimensionen ist.

Orenius.

Osteuropäische Zukunft

Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten

Amtliches Organ des Donau-, Balkan- und Schwarzmeerländerverbandes **„Dubvid"** Berlin und München, des Wirtschaftsausschusses **„Ukraine"** Berlin, der **„Deutsch-Finnländischen Vereinigung"** Berlin, der **„Deutsch-Georgischen Gesellschaft"** Berlin und des **„Deutsch-Nordischen Verbandes"** E. V. Berlin; Veröffentlichungsstelle für die verbündeten **osteuropäischen** und **morgenländischen Vereine** Berlin.

Herausgeber:

Dr. Falk Schupp-Berlin — **Dr. Otto Sprenger**-Bremen — **Dr. Friedrich Thoma**-Augsburg M. d. R. u. d. bayer. L. T.

Verlag: **Georg D. W. Callwey**, München, Finkenstr. 2.

2. Juniheft 1918

Die Zeitschrift erscheint monatlich 2 mal ∴ Bezugspreis: Halbjährlich für das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—; einzelne Hefte 60 Pfg. ∴ Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin W. 50, Würzburgerstr. 2; Zusendungen für den Bezug sind zu ∴ richten an den Verlag Georg D. W. Callwey, München, Finkenstraße 2. ∴

3. Jahrgang Nr. 12

Die Mittelmächte und die Ukraine im Lichte ihrer gegenwärtigen wechselseitigen Wirtschaftsbeziehungen

Von Hanns Dohrmann, Berlin-Charlottenburg.

Die Ukraine mit ihren 32 Millionen*) Einwohnern, von denen $27^1/_2$ Millionen, also 86 Prozent der Gesamtbevölkerung, Ackerbau treiben, ist ein ausgesprochener Agrarstaat und wird wohl auch in Zukunft stets ein Agrarstaat bleiben. Die anbaufähige Fläche des Landes, $39^1/_4$ Millionen Deßjatinen, hat einst fast allein das Getreide für den russischen Verbrauch, vor allem aber für den russischen Getreide-Export geliefert. Wird man sich beispielsweise dessen bewußt, daß die Ukraine im Jahre 1913 bei einer Produktion von 1069 Millionen Pud Getreide 469 Millionen Pud nach dem Ausland exportierte, also etwa die Getreidemenge, die in diesem Jahre als Exportmenge Gesamtrußlands verzeichnet stand, so begreift man sehr wohl, daß die Ukraine die Kornkammer des einstigen Zarenreiches gewesen ist. Die engen wirtschaftspolitischen Beziehungen, die der Frieden von Litauisch-Brest nun zwischen den Mittelmächten und der Ukraine geknüpft hat, machen den jungen Agrarstaat zum Getreidelieferanten des mitteleuropäischen Staatenbundes und geben der Ukraine in Mitteleuropa ein günstiges Absatzgebiet für ihre reiche agrarische Ueberproduktion. In der Ukraine gewinnen die Mittelmächte ihrerseits einen ausgedehnten Markt für ihre Industrieerzeugnisse; denn abgesehen davon, daß die industriearme Ukraine auf fast allen industriellen Gebieten von einer starken Einfuhr abhängig ist, wird das Land auf Jahrzehnte hinaus mit einer umwälzenden Reform seiner Agrarverhältnisse und landwirtschaftlichen Kultur beschäftigt sein und zu diesem Zwecke der Einfuhr großer Mengen landwirtschaftlicher Hilfsmittel und der Erzeugnisse landwirtschaftlicher Industrie der Mittelmächte bedürfen. Zwischen den Mittelmächten und der Ukraine wird sich also nach menschlichem Ermessen auf Jahrzehnte hinaus ein gesundes gegenseitiges Austauschverhältnis anbahnen, in dessen Rahmen sich für beide Teile Ausfuhr und Einfuhr in günstigster Weise zu ergänzen versprechen.

Freilich bestehen zurzeit infolge des Krieges, den Gesamtrußland verloren hat, und noch mehr infolge der revolutionären Zerrüttung des gesamten Ostens Zweifel daran, wie ukrainischerseits Ausfuhr und Einfuhr finanziert bezw. finanziell gewährleistet werden soll. Die Finanzverhältnisse im jungen ukrainischen Staatswesen sind nämlich vollkommen unhaltbar und werden es immer mehr, je länger der maximalistische großrussische Staat die Ukraine in finanzielle Mitleidenschaft zieht. 11 Milliarden kranker russischer Rubel, ein Teil der wahllos und planlos ganz ohne Gewähr und Deckung in Großrußland verkehrenden 40 Milliarden Papierrubel, kursieren als fast völlig entwertete Zahlungsmittel in der Ukraine und schwächen die Kauf- und Tauschkraft des Landes in bedrohlicher Weise. Es ist daher begreiflich, daß die ukrainischen Finanzpolitiker entschlossen sind, sich auch finanziell endgültig von Großrußland zu emanzipieren. Mit Hilfe ausländischen Kredites und einer Absperrung der ukrainisch-großrussischen Grenze, die sich durchführen lassen wird, wenn zwischen diesen beiden Staaten einmal Friede geschlossen ist, kann vielleicht eine Neugestaltung des Bankwesens in der Ukraine durchgeführt werden. Es gibt bereits Anzeichen dafür, daß in dieser Richtung gearbeitet wird: Vertreter aller zurzeit in der Ukraine funktionierenden Banken interessiert die Frage einer Verschmelzung aller Kijiwer Filialen der Petersburger Banken zu einer allukrainischen Bankorganisation auf das lebhafteste.

*) Die Randgebiete des Landes (Cholm, Polessje usw.) sind nicht mitgerechnet. Der Verfasser.

Wie dem auch sei — für die nächste Zeit kommt es auf die finanziellen Schwierigkeiten der Ukraine weniger an, als darauf, daß zwischen den Mittelmächten und der Ukraine überhaupt Ausfuhr und Einfuhr geregelt werden: im reinen Tauschgeschäft soll die Ukraine vorerst soviel Waren aus den Mittelmächten einführen dürfen, als sie diesen die so nötigen Lebensmittel liefert. In dieser Richtung liegen denn auch schon konkrete Abmachungen und vollendete Tatsachen vor: Ausfuhr und Einfuhr, die tiefer unten näher zu betrachten sein werden, haben wechselseitig begonnen. Eine Ausfuhr-Gesellschaft m. b. H. in Deutschland und ein ähnliches Institut in Oesterreich haben sich konstituiert, und in München ist jüngst ein deutsch-ukrainischer Wirtschaftsverband auf der Basis ansehnlichen Kapitals gegründet worden, der sich die Sammlung statistischen Materials, die Herausgabe ständiger Mitteilungen über die jeweiligen Absatzmöglichkeiten und die Auskunftserteilung in Kredit- und Rechtsfragen zur Aufgabe gemacht hat.

Was die Ausfuhrmöglichkeiten der Ukraine nach den Mittelmächten anbetrifft, so kommen selbstverständlich fast ausschließlich agrarische Produkte in Betracht, neben ihnen aber natürlich auch andere Waren, und zwar vornehmlich: Getreide, Mühlenerzeugnisse, Fleisch, Fett, Zucker, Gemüse, Kohle und etwas Erz (speziell für Oesterreich). Als Ausfuhrstraßen kommen, da sich die Landwege und Eisenbahnen im noch wenig erschlossenen Gebiet als unzulänglich erweisen dürften, hauptsächlich die Flußläufe des Landes, allen voran Dnjepr und Dnjestr, das Schwarze Meer und die Donau in Betracht. Die gesamte Ausfuhr wird daher wohl über Odessa gehen, dieses verheißungsvolle „Hamburg der Ukraine". Es ist noch zu bemerken, daß für verschiedene wichtige Nahrungsmittel, die aus der Ukraine nach Deutschland und Oesterreich ausgeführt werden sollen, so für Fleisch und lebendes Vieh, Syndikate gebildet worden sind, an denen in bezug auf das Deutsche Reich die in Frage kommenden Reichsbehörden, vor allem die Zentral-Einkaufs-Genossenschaft, mit 51 Prozent beteiligt sind, während dem Handel die Uebernahme der verbleibenden 49 Prozent überlassen ist.

Was im besonderen das Getreide als Ausfuhrartikel der Ukraine anbetrifft, so muß zuvor im Auge behalten werden, daß es schwer fällt, die Ausfuhrmengen zu erfassen, daß die Preise unter dem Einfluß der wirren Zeit sehr hoch sind und daß man sich daher keinen übermäßigen Illusionen hingeben darf, selbst im Hinblick darauf, daß die neue Kijiwer Regierung hoffentlich Ordnung im Lande schaffen wird. Dasselbe gilt von den ukrainischen Lieferungen an lebendem Vieh, Schweinen und Eiern. Im laufenden Geschäftsjahr sollen beispielsweise 6 Millionen Pud Getreide zum sehr hohen Preise von 1000 Mark pro Tonne geliefert werden. Der hohe Preis erklärt sich daraus, daß die Bauern im Laufe der Revolution eine ungeheure Preissteigerung durchsetzten; so bekamen die Bauern laut Verordnung Kerenskis zuletzt 6 Rubel 24 Kopeken pro Pud, während der Preis vor dem Kriege 80 bis 100 Kopeken betrug. Es kommt eben noch die Entwertung des Rubels als preissteigernd hinzu; verkauft der Bauer doch heute dem Städter sein Getreide überall in der Ukraine heimlich für 20 Rubel pro Pud. Laut Vertrag hat die Ukraine Deutschland im übrigen bis zum 31. Juli dieses Jahres zu liefern: 160 000 Rinder, die an der Grenze geschlachtet werden, Schweine und 400 bis 500 Millionen Eier zum Preise von 40 bis 50 Pfg. pro Stück, von denen Deutschland sechs Zehntel, Oesterreich vier Zehntel erhalten soll.

Ein anderes wesentliches Ausfuhrprodukt der Ukraine ist die Kohle. Nach den Berechnungen Tschernyschews, die sehr gründlich und genau sind, beträgt der Kohlen- und Anthrazit-Vorrat der Ukraine 44,7 Milliarden Tonnen bei einer Förderungsmöglichkeit bis zu 1800 Meter Tiefe. Der Vorrat reicht also für Jahrhunderte, wenn man im Durchschnitt 20 Millionen Tonnen Jahresförderung ukrainischer Kohle annimmt. Diese Menge ist jährlich unter verhältnismäßig ungünstigen Arbeitsverhältnissen gefördert worden: auf dem 24 000 Quadratkilometer großen Kohlengebiet waren nur 150 000 Arbeiter tätig. Nimmt man nun an, daß deutsche Ingenieure und eine vermehrte Arbeiterzahl, leistungsfähiges Kapital und intensives Arbeiten die Förderungsmöglichkeit in Zukunft bedeutend steigern werden, so ist alle Aussicht vorhanden, daß die Kohle neben dem Getreide ein sehr wesentlicher Exportartikel der Ukraine werden wird, wenn auch nicht ausschließlich nach den Mittelmächten, die ihren Bedarf zum größten Teil zu Hause decken, so doch nach den kohlenarmen Randstaaten im Nordosten, nach Großrußland und nach Polen. Dreiviertel des gesamten russischen Kohlenbedarfs hat vor dem Kriege bezeichnenderweise die Ukraine geliefert.

An Industrieerzeugnissen ist die Ukraine, wie gesagt, arm; trotzdem wird auch ein ukrainisches Industrieerzeugnis als Ausfuhrartikel in Betracht kommen, und zwar der ukrainische Zucker. Die Zuckerindustrie des Landes, die sich fast ausschließlich in großrussischen, nur zum Teil in polnischen Händen befindet, ist international-moskowitisch orientiert. Bisher machte sie nämlich dank den Petersburger Staatsbestellungen glänzende Geschäfte. Wird einmal der großrussische Maximalismus abgewirtschaftet haben, so werden die großrussischen Sympathien der politisch einflußreichen ukrainischen Zuckerindustriellen fraglos wieder zur Geltung gelangen. Da das in deutschem Interesse selbstverständlich nicht erwünscht ist, wird im Bereich der Mittelmächte ein günstiges Absatzgebiet für den ukrainischen Zucker geschaffen werden müssen, um die in Betracht kommenden Kreise umzustimmen. Hingewiesen sei schließlich noch darauf, daß sich in der Südukraine, besonders in Odessa und im Schwarz-Meer-Gebiet, eine nicht unbedeutende Zementindustrie entwickelt. Dürfte diese in Zukunft auch fast ausschließlich für das Inland produzieren, da die ukrainischen Bauaussichten überaus günstig sind, so ist eine Ausfuhr von Zement doch nicht ganz ausgeschlossen.

Zur Ausfuhr speziell nach Oesterreich hält die Ukraine endlich Eisen- und Manganerze bereit. Es sollen bis zum 31. Juli 1918 37,5 Millionen Pud solcher Erze nach der Donaumonarchie exportiert werden. Dadurch wird der der österreichischen Hochofenindustrie zur Verfügung stehende Erzvorrat um 20 Prozent vermehrt, und eine entsprechende Mehrproduktion ist gewährleistet. Man muß annehmen, daß das meiste Erz in verarbeitetem Zustand wieder an die Ukraine zurückgehen wird. Bedarf doch Oesterreich, das der Ukraine seine Industrieerzeugnisse hauptsächlich in Gestalt landwirtschaftlicher Hilfsmittel liefern soll, vermehrter Rohprodukte zum Zwecke einer intensiveren Fabrikation.

Es ist also ein ungeheures Warenquantum, das aus der Ukraine nach den Mittelmächten exportiert werden soll. Um einer eventuellen Verschleuderung der Exportwerte vorzubeugen, hat die ukrainische Regierung ein Ausfuhrverbot für Metalle und Gummi, roh oder verarbeitet, erlassen; ferner besteht ein allgemeines Verbot der Ausfuhr nach Rumänien und Beßarabien.

Der Ausfuhr entsprechend, regelt sich die Einfuhr nach der Ukraine. In Betracht kommen natürlich vor allem solche Industrieerzeugnisse der Mittelmächte, die praktische Anwendung in der ukrainischen Landwirtschaft finden; zur Ausfuhr werden demnach, um nur einiges zu nennen, vornehmlich gelangen: landwirtschaftliche Maschinen, Viehketten, Viehkessel, Spaten, Hacken, Schaufeln, Holzäxte, Drahtstifte, Solinger Stahlwaren, Dengelzeuge, Emaille- und Steingutwaren, Remscheider Handwerkszeuge, Gemüsemesser, Haushaltungsgegenstände, Sensen, Nähmaschinen, Papiersäcke, Drogen und Chemi-

kalien. Allein eine Million Sensen ist angefordert. Bemerkenswert ist, daß die deutschen landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte schon Jahre vor dem Kriege in der ukrainischen Einfuhr an erster Stelle standen.

Neben der Landwirtschaft und dem Handel bedarf das ukrainische Bauwesen der Einfuhr aus Mitteleuropa in hervorragender Weise. Millionen von Neubauten müssen im Lande vorgenommen werden. Liefert das Inland auch Bausteine, Ziegel und sogar Holz in genügender Menge, so ist die Ukraine doch darauf angewiesen, alles übrige Material für Neubauten an Wohnstätten, Fabriken und Ställen einzuführen; der deutschen Bauindustrie bietet die Ukraine jedenfalls ein großes und reiches Tätigkeitsfeld. Auch Wege und Straßen und Kanäle, die sich zurzeit noch in üblem Zustande befinden, müssen teils ausgebessert und vervollkommnet, teils ganz neu angelegt werden; von Eisenbahnen ganz abgesehen, soll das Land durch ein weitverzweigtes Netz neuer Landstraßen neu erschlossen werden.

Es bieten sich den Mittelmächten also sehr große Absatzmöglichkeiten in der Ukraine. Bisher ist freilich verhältnismäßig wenig Ware in die junge Republik eingeführt worden, was ja der bedauerlichen Tatsache entspricht, daß die Getreidelieferungen der Ukraine auch noch nicht recht vonstatten gehen wollen. Bis zum 15. Mai hat die deutsche Ausfuhr-Gesellschaft mit bedingter Haftung, der vom Staat möglichst freie Hand gelassen wird, sechs Züge, bestehend aus 170 mit Exportartikeln beladenen Wagen, nach der Ukraine gehen lassen. Weit mehr hat freilich Oesterreich-Ungarn exportiert: im Gesamtwert von 80 Millionen Kronen sind 770 Wagen mit Waren über die österreichisch-ukrainische Grenze nach Kijiw und den anderen Handelszentren des Landes gerollt. An Stelle der Ausfuhrgesellschaft in Deutschland besteht in Oesterreich-Ungarn ein kapitalkräftiges „Syndikat für die Ausfuhr nach der Ukraine". Die aus Ungarn auszuführenden Waren werden dabei meist auf dem Wasserwege über Braila an ihren Bestimmungsort geleitet.

Es ist zu hoffen, daß auch der deutsche Handel bald rühriger neben den österreichischen tritt; wir sind zurzeit unseren Bundesgenossen gegenüber bedenklich ins Hintertreffen geraten!

Der Wasserweg zwischen dem Baltischen und dem Schwarzen Meer.

Von Dr. Hermann Steinert, Königsberg i. Pr.

Durch die großen politischen Veränderungen im Osten erfuhr auch die Bedeutung der Wasserstraßen des Ostens und ihres Ausbaues eine Wandlung. Der Krieg setzte allgemein die Bedeutung der Wasserstraßen in ein völlig neues Licht; er lehrte uns die militärische Bedeutung der Wasserstraßen richtig einschätzen. Aber wenn wir von der militärischen Seite der Angelegenheit auch völlig absehen, so zeigt sich in diesem Krieg doch deutlich, was schon früher von Freunden der Binnenschiffahrt hervorgehoben wurde: daß nämlich ein Ausbau der Binnenwasserstraßen unbedingt notwendig sei als Ergänzung für das Eisenbahnnetz, weil dieses sich der Grenze seiner Leistungsfähigkeit nähert. Um die Eisenbahnen zu entlasten, genügen die bisher ausgebauten Wasserstraßen nicht entfernt, da sie immer noch verhältnismäßig lokale Bedeutung hatten. Wir brauchen in Zukunft einerseits zur Entlastung der Eisenbahnen, anderseits zur Herstellung besonders billiger Verbindungen zwischen den Ländern, für die der Krieg eine neue wirtschaftliche Annäherung gebracht hat, große durchgehende Wasserstraßen. Damit soll keineswegs, wie es von Laien und Enthusiasten wohl hie und da geschehen ist, der Ersatz der Seeschiffahrt und unserer überseeischen Beziehungen durch die Binnenschiffahrt und den Verkehr mit dem europäischen Osten als Ziel oder als möglich hingestellt werden. Unser überseeischer Handel und der Seeverkehr lassen sich unter keinen Umständen ersetzen, wohl aber ergänzen. Diese Ergänzung sollen die großen durchgehenden Wasserstraßen bilden, die eine bedeutend größere Leistungsfähigkeit als eine Eisenbahn aufweisen und außerdem einen bedeutend billigeren Transport ermöglichen. Ein moderner Binnenkahn ist imstande, mehr als die Ladung eines großen Güterzuges aufzunehmen. Ein einziger Schleppzug, bestehend aus einem Schlepper und zwei Tausend-Tonnen-Kähnen, kann mit kaum wesentlich geringerer Geschwindigkeit als die Eisenbahn die Ladung von 3—4 großen Güterzügen fortschaffen, und das geschieht mit höchstens den halben Kosten. Während man für die Eisenbahn durchschnittlich vor dem Kriege die Beförderungskosten auf etwa 2 Pfg. für den Tonnenkilometer berechnete, betrugen auf dem Rhein die Beförderungskosten der Binnenschiffahrt für Massengüter noch nicht einmal den zehnten Teil hiervon. Um so niedrige Beförderungskosten zu erzielen, ist es allerdings nötig, daß man für die Schiffe und demgemäß für die Wasserstraßen sehr große Abmessungen wählt. Während man früher für das deutsche Wasserstraßennetz eine Kahngröße von 400 und dann von 600 Tonnen erstrebte, wird jetzt für die großen mitteleuropäischen Wasserstraßenlinien eine Mindestgröße von 1000 Tonnen für erforderlich angesehen. Bei kleineren Größen kommt der Vorteil, der darin liegt, daß man eine sehr große Gütermenge auf einmal befördern kann, nicht recht zur Geltung, und außerdem stellt sich die Beförderung mit kleineren Fahrzeugen wesentlich teurer, als mit großen.

Als Ergebnis der Wasserstraßenbewegung der letzten Jahre und der Erfahrungen des Krieges treten demnach in erster Linie hervor die Forderung großer durchgehender Wasserstraßen und die Forderung des Tausend-Tonnen-Kahnes. Beide Forderungen gehören, wie schon angedeutet, aufs engste zusammen. Ohne den Ausbau der Wasserstraßen in diesem Sinne ist der engere wirtschaftliche Anschluß Osteuropas nur schwer möglich, weil die Entfernungen im Osten für die Eisenbahn außerordentlich große sind und sich der Eisenbahntransport daher sehr teuer stellt. Bei einer Beförderung über 2000 Kilometer fällt bereits eine Frachtersparnis von $^{1}/_{10}$ Pfg. auf den Kilometer erheblich ins Gewicht, während bei den innerhalb der deutschen Grenzen üblichen Entfernungen eine so geringe Ersparnis kaum Güter von der Eisenbahn auf die Wasserstraße hinüberführen würde. Da die Binnenschiffahrt die Möglichkeit zu Ersparnissen bietet, so liegt es auf der Hand, daß der Ausbau der Wasserstraßen des Ostens für die wirtschaftliche Hebung dieses Ostens von größter Tragweite ist. Große Wasserstraßenpläne hat es daher auch gerade in Rußland seit jeher gegeben, und Rußland verfügte auch bisher schon über die größte durchgehende Wasserstraße Europas, über den Wasserweg vom Kaspischen Meer nach St. Petersburg durch die Wolga, das Marienkanal-System und die Newa. In Rußland bestand daher auch schon seit langem der Plan für den Bau einer großen Wasserstraße zwischen dem Schwarzen und dem Baltischen Meer.

Für Rußland hatten politische Gründe zur Betreibung dieses Planes geführt. Man wollte eine billige Verkehrsmöglichkeit haben, die den Handel Südrußlands von der Durchfahrt durch die Dardanellen unabhängig machen sollte, und außerdem war daran gedacht, für den Kriegsfall hier einen besonders leistungsfähigen Verkehrsweg bereitzustellen. Die Wasserstraße sollte vor allem in militärisch-politischer Hinsicht die einzelnen Gebiete Rußlands

enger zusammenschließen. Die Endpunkte des Wasserweges mußten daher natürlich auch auf russischem Gebiet liegen, einerseits sollte Cherson, anderseits Riga Endpunkt der Straße sein. In den letzten Jahren vor dem Kriege war in Rußland die Erörterung über diese Wasserstraße besonders lebhaft, und für das Jahr 1913 hatte die Regierung bereits Mittel für die Vorarbeiten bereitgestellt. Die Verbindung sollte gebildet werden durch den Dnipro, der nur für einzelne Strecken gut schiffbar ist und daher reguliert werden muß, durch den Unterlauf der Beresina, einen Kanal von der Beresina zum Dünagebiet ungefähr dort, wo jetzt schon der Beresina-Kanal einen Verkehr von Flößen und kleinen Kähnen ermöglicht, und durch die in ihrem ganzen Laufe auszubauende Düna. Die Wasserstraße sollte durchschnittlich etwa 1,9 Meter Tiefe aufweisen und für Schiffe von mindestens 1000 Tonnen Tragfähigkeit benutzbar sein. Die Kosten waren vor dem Kriege auf etwa 150—200 Millionen Rubel geschätzt.

Die Erörterungen über den Bau einer Wasserstraße zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee sind neuerdings wieder aufgelebt, da die Lübecker Handelskammer der deutschen Regierung eine Denkschrift vorlegte, die in Verbindung mit dem Rigaer Börsenkomitee ausgearbeitet ist und die Herstellung der eben geschilderten Wasserstraße zwischen Riga und Cherson fordert. Man geht jedoch bei diesem neuen Plan noch weiter und wünscht den Ausbau für Zweitausend-Tonnen-Kähne, wodurch die Kosten natürlich erheblich gesteigert würden. Es wird deutsche Kapitalbeteiligung gefordert und davon gesprochen, daß die deutsche Regierung an diesem Plan besonderen Anteil nehmen müsse. Zur Begründung wird darauf hingewiesen, daß diese Wasserstraße durch das Herz der Ukraine führt und daher die billige Beförderung ihrer Landeserzeugnisse zur Ostsee und weiter nach Deutschland ermöglicht.

Eine Wasserverbindung zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer besteht schon seit ungefähr einem Jahrhundert. Es stehen sogar drei Linien zur Verfügung, die alle vom Dnipro ausgehen, aber bei verschiedenen Ostseehäfen münden. Die Verbindung nach Riga durch den Beresina-Kanal ist bereits erwähnt. Eine zweite Linie führt vom Pripjet, dem großen Nebenfluß des Dnipro, durch den Oginski-Kanal nordwärts zum Memelstrom, so daß Flöße und kleine Schiffe auf diesem Wege von der Ukraine nach Königsberg oder Memel gelangen können. Die dritte Verbindung wird durch den Königs-Kanal oder den Dnipro—Bug-Kanal hergestellt, der vom Pripjet zum Weichselgebiet und dann nach Danzig führt. Es liegt auf der Hand, daß bei dem Vorhandensein von drei solchen Kanalwegen nicht ohne weiteres die deutsche Regierung auf den Bau einer dieser Wasserstraßen festgelegt werden darf. Man wird vielmehr sorgfältig alle drei Möglichkeiten untersuchen müssen, wobei sich ergeben dürfte, daß die Linie von der Ukraine nach Riga an letzter Stelle in Frage kommt.

Gemeinsam ist den drei Wasserstraßen der Ausgang vom Dnipro. In jedem Falle muß der Dnipro vorher zu einer leistungsfähigen Wasserstraße ausgebaut werden, bevor man den Weg zur Ostsee in Angriff nimmt. Von russischer Seite sind in früheren Jahrzehnten wiederholt kleinere Arbeiten zur Verbesserung des Dnipro und besonders zur Herstellung einer Durchfahrt durch die Stromschnellen zwischen Katerinoslaw und Alexandrowsk vorgenommen worden, ohne daß aber ein nennenswerter Erfolg erzielt wurde. Wohl schon im Zusammenhang mit den Plänen für die Wasserstraße Cherson—Riga begann dann 1911 wieder ein Ausbau des Dnipro, der bei Kriegsausbruch noch nicht weit gefördert war. Die Herstellung dieser Wasserstraße ist schon für sich allein für die Ukraine von so großer wirtschaftlicher Bedeutung, daß an ihrer baldigen Inangriffnahme nicht gezweifelt werden kann. Für den Wasserweg nach Riga müßte der Dnipro bedeutend weiter stromauf reguliert werden als für die Verbindung nach Königsberg oder Danzig; dafür tritt allerdings bei diesen anderen beiden Möglichkeiten die Notwendigkeit ein, den Pripjet zu verbessern, so daß nennenswerte Unterschiede in den Kosten bei einer Regulierung wohl nicht entstehen dürften. Faßt man aber die ganzen Wasserwege vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee ins Auge, so zeigt sich schon ohne weiteres, daß der Weg nach Riga bedeutend länger ist als der nach Königsberg oder Danzig. Schwerer fällt noch ins Gewicht, daß die Scheitelstrecke der Linie nach Riga im Beresina-Kanal um beinahe 20 Meter höher liegt als bei den beiden anderen Linien. Das bedeutet eine Erhöhung der Baukosten, eine Vermehrung der Schleusen, einen größeren Wasserverbrauch und höhere Beförderungskosten. Die gesamten Baukosten müssen natürlich für die längere Strecke nach Riga ohnehin größer sein als für die beiden anderen Möglichkeiten. Allgemein läßt sich außerdem sagen, daß die technischen Schwierigkeiten bei der Rigaer Linie bedeutend größer sind. Für den Weg nach Königsberg ist ein Ausbau der Memel notwendig, der ja für das wirtschaftliche Gedeihen Litauens ohnehin Vorbedingung ist und daher bald in Angriff genommen werden dürfte. Das gleiche gilt für den Ausbau der polnischen Weichsel. Zugunsten der beiden in Ost- und Westpreußen ausmündenden Linien spricht allerdings der Umstand, daß die Weichsel in ihrem Unterlauf und ebenso die Memel—Pregel-Wasserstraße in ihrem Unterlauf bereits reguliert sind und daher nur noch verhältnismäßig geringer Verbesserungen bedürfen, um allen Anforderungen für die neue Wasserstraße zur Ukraine zu genügen.

In wirtschaftlicher Hinsicht liegt der Hauptwert der geplanten Wasserstraße nicht in der Verbindung mit dem Schwarzen Meer, mit dem ein nennenswerter Verkehr von der Ostsee aus kaum in Gang kommen dürfte, sondern in der Verbindung mit dem Herzen der Ukraine. Eine leistungsfähige Wasserstraße kann mehr als irgend etwas anderes dazu beitragen, daß ein sehr lebhafter Handelsverkehr zwischen der Ukraine und Deutschland in Gang kommt. Natürlich ist es dabei von größter Wichtigkeit, daß der kürzeste Wasserweg gewählt wird, und das ist in keinem Falle der Weg über Riga. Die Binnenwasserstraße von Kijiw nach Königsberg oder Danzig ist kürzer als die nach Riga, und außerdem liegen auch die beiden eben genannten deutschen Häfen um ein ansehnliches Stück näher zu den westdeutschen Häfen als Riga. Es fällt aber noch sehr erheblich ins Gewicht, daß in der Richtung nach Königsberg oder Danzig kommende Schiffe die Möglichkeit haben, durch die Weichsel—Oder-Wasserstraße auf das mitteldeutsche Wasserstraßennetz überzugehen. So können in einem Binnenkahn von etwa 1000 oder 1200 Tonnen Tragfähigkeit Güter etwa zwischen Berlin und der Ukraine oder zwischen Magdeburg und der Ukraine oder auch zwischen dem rheinischen Industriegebiet und der Ukraine ohne Umladung befördert werden, was bei dem Ausbau der Wasserstraße Cherson—Riga nicht möglich sein würde. Wahrscheinlich wird der kürzeste und billigste Wasserweg von Kijiw zur Ostsee der nach Königsberg sein, besonders wenn man einen ostpreußischen Kanalplan ausführt, bei dem vom Pregel über Insterburg und Gumbinnen eine Wasserstraße zum Memelstrom etwa über Augustowo hergestellt werden soll. Bei der Wahl des Kanalweges durch Polen und den Dnipro—Bug-Kanal fällt dagegen vorteilhaft ins Gewicht, daß auch Polen erhebliche Interessen an dem Bau dieser Wasserstraße hat, weil ein lebhafter Verkehr zwischen dem polnischen Industriegebiet und der Ukraine in Gang kommen dürfte.

Neben der wirtschaftlichen und technischen Seite der Frage, bei deren Betrachtung der Rigaer Plan vollständig in den Hintergrund tritt, muß auch die politische Seite der Angelegenheit berücksichtigt werden. Da bestehen bei

dem Wasserweg Riga—Cherson ebenfalls sehr große Bedenken. Diese Linie würde außer durch die Ukraine und das an Deutschland angeschlossene baltische Gebiet auch noch durch einen Streifen von Großrußland, der möglicherweise sich noch zu einem selbständigen Staat entwickeln wird, hindurchführen, in jedem Falle aber durch ein Gebiet, das nicht unter deutschem Einfluß steht. Dadurch wird schon ohne weiteres der Bau dieser Wasserstraße erschwert, und es ist klar, daß dieser dritte Staat nicht leicht geneigt sein wird, sich finanziell am Bau der Wasserstraße zu beteiligen, obgleich auch er einige Vorteile davon haben würde. Auch bei dem Projekt Cherson—Danzig bestehen insofern Bedenken, als man bezweifeln muß, ob Polen, auf dessen Gebiet der größte Teil dieser Wasserstraße liegen wird, zu einer kräftigen Förderung des Baues und zu einer starken finanziellen Beteiligung, wie sie dem großen Nutzen entspräche, den Polen von dieser Wasserstraße haben würde, bereit sein würde. Jedenfalls kann man nicht erwarten, daß deutsches Kapital den in Polen liegenden Teil dieser Wasserstraße finanzieren soll, und ebensowenig kann man eine solche Beteiligung deutschen Kapitals für die zum Teil auf russischem Gebiet liegende Wasserstraße Cherson—Riga für angängig halten. Dagegen sprechen bei dem Wasserwege Cherson—Königsberg politische Bedenken wohl kaum mit, da an diesem Wasserweg nur die Ukraine, der eng an Deutschland angeschlossene Staat Litauen und Deutschland selbst beteiligt sein würden.

Der baldige Ausbau einer leistungsfähigen Wasserstraße zwischen Deutschland und der Ukraine ist für die wirtschaftliche Entwicklung der neuen Ostländer und für Deutschlands Ausbreitung im Osten eine der wichtigsten Fragen. Es ist nützlich, daß durch die Denkschrift der Lübecker Handelskammer dieser Wasserweg in den Kreis der Erörterungen gezogen ist. Man darf sich allerdings nicht schon jetzt auf eine bestimmte Linie festlegen, sondern man muß unter Berücksichtigung der technischen, wirtschaftlichen und politischen Vorbedingungen genau untersuchen, welche der drei Möglichkeiten für Deutschland die meisten Vorteile verspricht. Zeigen die an diesen Fragen stark interessierten neuen Ostländer selbst genügende Bereitwilligkeit, bedeutende Geldmittel zur Verfügung zu stellen, so wird man vielleicht noch in absehbarer Zeit daran gehen können, alle drei Wasserstraßen auszubauen, was wirtschaftlich durchaus berechtigt wäre.

Zur organischen Neugestaltung Oesterreich-Ungarns.

Von Professor Kranz, Steglitz.

Ein ungenannter Publizist, ein Oesterreicher, vielleicht auch, aber nicht sicher, ein Deutscher, behandelt in dem unten genannten, 322 Seiten umfassenden Werke*) vom Interessenstandpunkt seines Vaterlandes aus das durch den Utopisten Naumann etwas in Mißkredit gebrachte Thema „Mitteleuropa". Als überzeugter Kulturpolitiker römisch-katholischer Observanz und warmherziger Freund jedes wirklichen Fortschritts möchte er den kulturell rückständigen Balkan und die kulturell erstarrte Welt des Islam mit Mitteleuropa in enge Beziehung bringen, geistig und wirtschaftlich zu neuem Leben erwecken und mit den Segnungen der europäischen Kultur beglücken. Wer sein Buch durcharbeitet, wird die ausgebreitete Belesenheit, die gründliche Sachkenntnis, die Fülle der Gesichtspunkte und Tatsachen, sowie das tiefschürfende Eindringen in das Problem gerne anerkennen und dem Verfasser in vielen Punkten, namentlich auch seinem Fundamentalsatze, zustimmen, daß sich die politische Achse Europas, infolge des jetzt wieder beginnenden unmittelbaren kontinentalen Anschlusses Mitteleuropas über den Balkan und Kleinasien hin an Mittel- und Ostasien, vom Westen zur Mitte verschiebt und die Weststaaten dadurch teilweise entwertet, die Mittel- und Südoststaaten Europas dagegen bedeutungsvoll gehoben werden. Von dem überaus reichen Inhalt den Extrakt in kondensierte Form zu bringen, wäre nicht möglich. Das Buch will eben und verdient auch, ganz gelesen zu werden; ich beschränke mich daher darauf, darzulegen, wie sich der Verfasser die Neugruppierung der österreichisch-ungarischen Länder denkt und wie er die Frage des Südslawenstaates, die augenblicklich im Donaudoppelstaate eifrig erörtert und einer, so scheint es manchem, gleichfalls nicht heilvollen Erledigung entgegengeführt wird, gelöst zu sehen wünscht.

Wer aus amtlichen und halbamtlichen Kundgebungen des Wiener Ballhausplatzes und aus Aeußerungen der dortigen Presse der Masse schließen wollte, die öffentliche Meinung Oesterreich-Ungarns teile den Verzichtfriedensstandpunkt der deutschen Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917, wäre auf dem Holzwege. Wie bei uns, so ist auch dort die große Mehrheit, nicht weniger aber die maßgebende Stelle, von gesundem Egoismus beseelt und entschlossen, dem Vaterlande einen den ungeheuren Opfern entsprechenden Siegespreis zu sichern. Im ersten Kriegsjahre befürwortete ein Reichsratsabgeordneter deutscher Abstammung nuter dem Decknamen Munin für den Donaudoppelstaat die Erwerbung Kongreßpolens, der Ukraine und Serbiens. Als seinerzeit der erste Vorstoß der Oesterreicher in Venetien bis Arsiero und Asiago gelang, forderte der Oberkommandierende Erzherzog Friedrich seine Truppen auf, „der Monarchie auch im Südwesten die Grenze zu verschaffen, deren sie zu ihrem Schutze bedürfe". Graf Czernin verzichtete vor kurzem auf Annexionen und Kriegsentschädigungen, erwirkte jedoch, sich einen guten Abgang sichernd, für Ungarn Grenzberichtigungen, die allein an Wald einen Wert von drei Milliarden Mark repräsentieren. Und unser Autor tritt, indem er das Weichselkönigreich mit Galizien vereinigt, für die osteuropäische Lösung ein, desgleichen wünscht er die Vereinigung Nordserbiens mit den slawischen Nachbargebieten zu einem südslawischen Königreiche.

Austriacus Observator bekennt sich zur Pentarchie, dem Fünfstaatenbunde des Grafen Belcredi (1867), bzw. zur Hexarchie des sozialdemokratischen Theoretikers Dr. Renner, also zur Auflösung des — vergrößerten — Kaiserstaates in die sechs Staaten: Deutschösterreich, Böhmen-Mähren-Schlesien, Ungarn, Galizien, Südslawien und — in Uebereinstimmung mit den rumänischen Politikern — Siebenbürgen. Obwohl aus Ueberzeugung Zentralist, hält er formell am Dualismus fest, in praxi freilich zerstört er ihn in einen deutschen, einen magyarischen, drei slawische und einen rumänischen Staat. Als gut österreichischer Patriot, dessen Herz an seinem Kaiserhause hängt, glaubt er, diese „Neuordnung" werde seinem Vaterlande zum Heil gereichen, auch glaubt er, den nationalen Minderheiten durch papierne Garantien und feierlich beschworene Verfassungsparagraphen ausreichenden Schutz gegen Vergewaltigung verschaffen zu können. In seinem Urteil über die zu nationalen Ausschreitungen neigenden Tschechen, Slowenen usw. entwickelt er nämlich einen hochgradigen Optimismus und eine nicht angebrachte Milde; wessen sich die deutschen Minoritäten von diesen als ihren Gebietern zu versehen hätten, müßten auch ihn die beliebten natio-

*) Austriacus Observator, Germanentum, Slawentum, Orientvölker und die Balkanereignisse. München 1917; Jos. Köselsche Buchhandlung (4,50 Mk.).

nalen Demonstrationen in Prag und Laibach ahnen lassen. Von Rumänien, der klassischen Heimstätte schamlosester Korruption, vermag er sogar zu sagen, es sei „ein kräftig aufstrebender Staat, der seinen Stammesangehörigen in Oesterreich vielerlei heilsame Anregung und Förderung besonders ihrer geistigen Kultur gewähren kann".

Zur Empfehlung der herarchischen Gliederung führt unser Austriacissimus einiges an, was sich nicht übel anhört; sie werde, meint er, der wirtschaftlich-geographischen Gliederung der Donaumonarchie gerecht, indem die drei ersten den in Alpenländer, Sudetenländer und Donaubecken gegliederten Kern der Monarchie umfaßten, an den sich im Norden Galizien als ein Karpathenvorland, im Süden das Karstgebiet und im Südosten das Gebirgsland Siebenbürgen loser anschließen. Diese Gliederung entspreche nicht minder gut dem historischen Gesichtspunkte, da jedes der sechs Glieder tatsächlich schon einmal eine selbständige Staatlichkeit besessen habe. Sie werde aber auch dem nationalen Standpunkte in weitgehendem Maße gerecht, indem bei entsprechender Ausgestaltung fast sämtliche Nationen Oesterreichs eine mehr oder minder (!) weitgehende Selbständigkeit erhielten. Galizien (mit Kongreßpolen), der österreichischen Reichshälfte angegliedert, soll sich nach ihm derselben stärkeren Autonomie wie das zur ungarischen gehörende, um Bosnien, die Herzegowina und Nordserbien vergrößerte Kroatien-Slawonien erfreuen, jenes wie dieses Autonomie der Verwaltung und Selbständigkeit der Finanzen erhalten, in den Reichsrat von Zis- bzw. Transleithanien nur für Angelegenheiten, die die ganze Reichshälfte betreffen, eine bestimmte Anzahl Abgeordneter entsenden und für die Angelegenheiten der Gesamtmonarchie eine Anzahl Sitze in der (zweckmäßig reformierten) Delegation bekommen. Indem ich von einer Kritik des zwar ernst gemeinten und sorgfältig durchdachten, aber auf die Energie der Wiener Zentralstelle und auf das Aussöhnungsbedürfnis (?) der im Siedezustand befindlichen Nationen und Natiönchen der Donaumonarchie zuviel Hoffnungen setzenden Entwurfs der organischen Neugestaltung Oesterreich-Ungarns Abstand nehme, werfe ich folgende Fragen auf: Wird Groß-Tschechien es ertragen, fester in den Verband Zisleithaniens gefügt zu sein als das autonome Groß-Galizien? Wird es nicht vielmehr mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit und Unverfrorenheit ein Maß von Selbständigkeit zu erzwingen wissen, das man Personalunion nennen mag, das tatsächlich aber Unabhängigkeit ist? Werden in Groß-Tschechien die Tschechen, die mit etwa 65 Prozent die deutsche Minorität knechtende Mehrheit, als Bekenner des böhmischen Staatsrechts die Abtrennung einer Provinz Deutsch-Böhmen jemals dulden, die sie doch erst vor kurzem wieder einmal verhindert haben? Werden sie nicht, je autonomer sie werden, die deutsche Minorität überall und die polnische Mehrheit des Herzogtums Teschen dort um so ärger bedrücken? Werden sie von den so oft erprobten Druckmitteln: Boykott und Pogrom, keinen Gebrauch mehr machen? Darauf verzichten, die Slowaken aus dem ungarischen in ihren Staatsverband hinüberzuziehen? Aufhören, zunächst im Wiener Reichsrat, nach Erlangung der vollen Autonomie, in der zisleithanischen Delegation das Sprengpulver, zusammen mit den Slowenen und den deutschen Sozialdemokraten, zu sein? Oder werden sie — versöhnt — die Streitart begraben, die Rechte nationaler Minderheiten achten lernen, die auf dem nationalen Kataster aufgebauten Schulen der Anderssprachigen sich ungestört entwickeln lassen und im nächsten Koalitionskriege sämtlich auf der österreichischen Seite fechten?

Austriacus Observator behandelt die Errichtung eines Südslawenstaates als einen besonders wichtigen Teil der organischen Neugestaltung Oesterreich-Ungarns besonders eingehend. Ihre Wichtigkeit für die Donaumonarchie, die Deutschösterreicher und auch das Deutsche Reich ist augenfällig und braucht nicht erst bewiesen zu werden. Daß sie die Deutschösterreicher beschäftigt und beunruhigt, ist diesseits von Bodenbach, obwohl die reichsdeutsche Presse innerösterreichische Vorgänge nicht sonderlich beachtet, so ziemlich bekannt. Die Frage ist: Werden die überwiegend von Südslawen bewohnten Gebiete Zisleithaniens zunächst den Fluten der dumpfbrausenden Adria mit den südlicheren Stammesgenossen zu einem Nationalstaat vereinigt, dem Reich der Stephanskrone angegliedert werden oder im österreichischen Staatsverbande verbleiben? Setzen wir jenen Fall, so würden, vom eigentlichen Ungarn und von Mazedonien, das der bulgarischen Interessensphäre angehört, abgesehen, im Südslawenreiche — der Zählung von 1910 zufolge — auf 3600 Quadratmeilen etwa 9, im zweiten Fall auf 3000 Quadratmeilen etwa 7,6 Millionen Südslawen wohnen. Jene 9 Millionen setzen sich zusammen aus etwa 1,2 Mill. katholischer Slowenen, 2,5 Mill. Kroaten und 5,3 Mill. Serben, Montenegrinern und Dalmatinern, die bis auf die überwiegend katholischen Dalmatiner und 600 000 mohammedanische Serben orthodox sind und bisher mit den katholischen Kroaten meist in heftigem Bruderstreit gelegen haben.

Unser Autor, der nicht dem unverkennbaren Zuge seines Herzens folgt, entscheidet sich nach reiflicher Erwägung des Für und Wider dafür, die „südslawische Frage nicht endgültig abschließend zu lösen, sondern das ganze slowenische Sprachgebiet bei Oesterreich zu belassen, dagegen von Dalmatien die Bosnien-Herzegowina vorgelagerte südliche Hälfte mit diesem zu vereinigen; er bemerkt mit Recht, daß Dalmatiens wirtschaftlich-geographischer Zusammenhang mit seinem Hinterlande so innig und vielseitig sei, daß eine dauernde Getrennthaltung der beiden Länder sie beide um einen großen Teil ihres Wertes bringen würde; auch weist er darauf hin, daß Dalmatien einst mit Kroatien-Slawonien das „dreieinige" Königreich gebildet hat und Ungarn laut § 65 des Ausgleichs von 1868 verpflichtet ist, „sich für die Wiedervereinigung Dalmatiens mit Kroatien-Slawonien zu bemühen". Die nördliche Hälfte Dalmatiens bis Sebenico, sowie die Kroatien vorgelagerten Inseln „läßt er der österreichischen Reichshälfte, deren Küstenstrecke sonst auf ein zu kleines Gebiet eingeschränkt wäre". Den inneren Grund, der für die Vereinigung von Krain und des slowenischen Teils von Steiermark und Kärnten bis zur Draulinie mit dem südslawischen Staatsgebilde spricht, würdigt er nach Gebühr. Tatsächlich ist dort, ohne die Einbeziehung der katholischen Slowenen, das Uebergewicht des kroatisch-katholischen Elements über das serbisch-orthodoxe, das schwerlich in absehbarer Zeit auf seinen „Panserbismus" verzichten wird, nicht zu erzielen; weshalb der Vorschlag, Dalmatien, Bosnien-Herzegowina und Nordserbien „für eine Zeitlang" (hoffentlich für lange Zeit) unter Militärverwaltung zu stellen, durchaus angebracht ist. Trotzdem führt er drei durchschlagende Gründe für die Belassung beim alten Zustande an. Erstens werde dadurch den Reichs- wie den österreichischen Deutschen der Zugang zur Adria und zu dem Hafen Triest offen gehalten. Dieser, der Zugang dazu, das ganze Isonzogebiet, der Kriegshafen von Pola mit dem ganzen Küstenland dürfen, sagt er treffend, überhaupt nicht einer einzelnen Nation überantwortet werden, sondern müßten „als Reichsland erklärt werden und es auf ewige Zeiten bleiben". Zweitens werde dadurch verhindert, daß Zisleithanien um ein bedeutendes, um seiner Lage willen wertvolles Stück Landgebiet verkleinert und Transleithanien um so viel mehr vergrößert wird, und daß insbesondere die Deutschen diese Zeche zahlen, indem ja auch von den überwiegend deutschen Kronländern Steiermark und Kärnten Teile abgetrennt werden müßten. Dieser Gefahr vorbauend, hat bekanntlich der Steiermärkische Landesausschuß am 26. April erklärt, daß die Schaf-

fung eines in der staatsrechtlichen Erklärung der südslawischen Abgeordneten vom 30. Mai 1917 verlangten südslawischen Staates (mit Einschluß des slowenischen Sprachgebiets) eine ernste Gefahr für den Weiterbestand der Monarchie und des Kronlandes Steiermark sei, auch „auf die schweren Nachteile, die dem gesamten Lande in wirtschaftlicher und der deutschen Bevölkerung des Unterlandes in nationaler Hinsicht drohen", warnend hingewiesen. Und schließlich betont Observator, daß es im Interesse des Südslawentums liege, nicht völlig aus Zisleithanien auszuscheiden, sondern kulturellen Anschluß noch dort zu haben und einflußgebende Vertreter in den dortigen politischen Repräsentationskörpern zu besitzen, und daß es auch für die Gesamtmonarchie von Wichtigkeit sei, wenn eine für die Balkanaufgabe so bedeutungsvolle Nation wie die südslawische in beiden Reichshälften ihre Vertreter habe, um mit beiden in Verbindung zu bleiben und auf beide Einfluß nehmen zu können. Zu Vermittlern in diesem Sinne seien aber die Slowenen besonders geeignet; denn „unter dem Einfluß der befruchtenden deutschen Kultur haben gerade sie eine bewundernswerte Höhe der inneren Organisation und eine eigentümliche Härte und Festigkeit erreicht, so daß sie sich selbst als die deutschesten der Slawen bezeichnen können".

Daß das Karstland mindestens in den hier angegebenen Grenzen, im Verbande des Staates Deutsch-Oesterreich bleibt, ist wie für die Deutschösterreicher so auch für das Deutsche Reich eine Lebensfrage. Das ist von beiden Seiten immer wieder ausgesprochen und begründet worden. Aus jenem Lager schrieb unlängst Prof. Samassa: „Der südslawische Staat, der uns vom Meere abschneidet, ist für uns genau so unerträglich wie der tschechische, der uns als Pfahl im Fleische sitzt. Zum Kampfe gegen den tschechischen Staat sind wir nun herausgefordert worden; seien wir auf der Hut, daß der südslawische nicht geschlichen kommt." Und Bismarck sagte einst mit der ihm eigenen epigrammatischen Kürze: „An die Spitze des deutschen Schwertes faßt, wer an Triest rührt." Triest, die österreichische Hansestadt, hat eine Zukunft. Treten an der Nordküste Afrikas Besitzveränderungen ein und die mit uns verbündeten Anwohner des Mittelmeers dort die Erbschaft der Entente an, so wird Triests Levante- und Ostasienhandel einen mächtigen Aufschwung und die deutsche Industrie mit hochwertigen Ausfuhrartikeln daran Anteil nehmen. Deutscher Kaufmannsstand kann dann dort zum Teil an die Stelle des bisher von der österreichischen Regierung zu sehr tolerierten italienischen treten. Wie Dr. Hartmeyer (Wien) unlängst in den „Norddeutschen Monatsheften" zeigte, ist in Triest das deutsche Element im Wachsen; 1880 bekannten sich dort rund 5000, 1890 rund 7000, 1910 11850 gegenüber rund 119000 italienisch Sprechenden, von 1000 anwesenden österreichischen Staatsangehörigen 1900 59, im Jahre 1910 aber 62 zur deutschen Umgangssprache; ihnen gesellte sich dann noch die starke reichsdeutsche Kolonie hinzu. Das italienische Element, das vor dem Kriege, wie bekannt, ganz planmäßig eingeführt wurde, ohne daß je der Versuch gemacht worden wäre, die reichsitalienische Flut mit gesetzlichen Mitteln abzudämmen, hat seit Kriegsbeginn zu vielen Tausenden, namentlich Kaufleute und Beamte, Triest auf Nimmerwiedersehn verlassen; von den 27000 Ausländern, die die Statistik von 1910 nachweist, hatte der allergrößte Teil aus Reichsitalienern bestanden. Bleibt Deutsch-Oesterreich bis an die Grenzen Kroatiens intakt, verbleibt ihm also das Sprachgebiet der Slowenen, so wird dort das Deutschtum, zum Vorteil Oesterreichs und des Deutschen Reichs, wieder wachsen und gedeihen können, ohne das Völkchen der Slowenen in seinen Rechten und seinem Bestande zu gefährden. Nach den Wahrnehmungen des Austriacus Observator ist es namentlich die halbgebildete Intelligenz und die irregeleitete Jugend, die in Slowenien den kaisertreuen und zu friedlichem Zusammenleben mit den Deutschen bereiten Bauern verhetzt und in steter Aufregung erhält; würde, meint er, für die nationalkulturellen Interessen der Slowenen, namentlich durch nationale Katastrierung, Sorge getragen, so würde es dort einen Frieden zwischen den beiden Völkern geben können, was in beider Interessen zu wünschen wäre. Dann schlüge die „organische Neuordnung Oesterreich-Ungarns" wenigstens an dieser Stelle nicht zum Unheil aus.

Der Umsturz als Leitthema in der russischen Literatur.

Von Dr. phil. et ing. Eugen Meller.

Hundert Jahre und darüber zehrt die revolutionäre Hydra am Leibe Rußlands; Alexander Puschkin, der größte literarische Vorläufer des umstürzlerischen Gedankens, und Nikolaus Gogol, der Prophet der nihilistischen Literatur, sind an ihr zugrunde gegangen wie die Zaren selbst. Karamsin, der wahrheitsliebende Historiker, Derschawin und Schukowsky, die „zarenabhängigen" Poeten der Vor-Puschkinschen Generation, sprachen niemals von Freiheit und Gleichstellung, und Schukowsky, der „untertänige" Hofpoet, wurde tatsächlich geistesirre, als er, von Deutschland zurückkehrend, die daselbst empfangenen Eindrücke in sich zu verarbeiten versuchte. Puschkin dagegen beruft sich nicht ohne Stolz auf den Dichter Lomonossow, der dem Grafen Schuwalow, als dieser sich mit ihm einen Scherz erlaubte, rund heraus erklärt hatte: „Exzellenz, ich will nicht bloß keines irdischen Machthabers, sondern selbst nicht meines Herrgottes Narr sein . . ." Da ist der Ursprung des revolutionären Geistes in der späteren russischen Dichtung, die das Echo des reussischen Universums bildet. Denn nur in der Dichtung dieses Volkes zeigt sich seine ganze Seele, klar und deutlich, und nur aus seinen Dichtern versteht man den Großrussen, versteht man, was ihn bewegt und erregt. Es gibt aber auch kaum eine andere Literatur in der Welt, welche die nackte Volksseele so gründlich erforschte, ergründete und sezierte, wie die russische. Hier bewährte sich besonders Schopenhauers Grundgedanke, daß Geschichte und Politik uns die Menschen kennen lehren, die Dichtung allein uns den Menschen zeigt, wie er leibt und lebt. Was besonders die Romandichtung der Russen vom anderen Schrifttum germanischer und romanischer Völker unterscheidet, das ist vor allem der unerbittliche Realismus, die grausame Wahrheit, mit der sie alle Schichten der Bevölkerung psychologisch schildert. Es sind wahrlich lebensfrohe Charaktere, die uns hier entgegentreten; mag sein, daß uns oft das ganz unbekannte Milieu abschreckt, die Personen und Zustände uns fremd erscheinen, aber gerade dies Fremdartige zieht uns wieder mächtig an, unser Auge haftet mit Aufmerksamkeit an all dem Bizarren und Grotesken der Bojaren und Muschiks, der Fabrikarbeiter und Kaufleute, der Tschinowniks und der Soldateska, der Gesellschaft der Intellektuellen und des Umstürzlers. Die komplizierte moskowitische Volksseele hat niemand so gründlich kennen gelernt und erkannt wie Turgenjew, der sie in seinem Bazarow („Väter und Söhne") enthüllte, und in dem so ergreifend geschilderten Neschdanow („Neuland") die Gesellschaft von Pessimisten uns vor unsern Augen plastisch vorführte; sie verspottete sich selbst in den Schöpfungen Gogols („Tote Seelen"), aber in den Romanen Dostojewskys zeigte sie, was sie als guten und schlechten Inhalt birgt. Ihr schlechter Inhalt ist die Korruption, die im Staate

den Tschinownik, in der Gesellschaft den Nihilisten, am Hofe den Allrussen, in der Diplomatie den Panslawisten erzeugt hat. Die geknechtete, hungernde russische Seele war Leitmotiv und einziges Thema eines Gorki und Tolstoj. Und Puschkin selbst sagte einmal dem Zaren ins Gesicht, er wolle lieber das Schreiben unterlassen, als die „kaiserliche Zensur" dulden . . . So blieb Puschkin der Stärkere, denn die Lücken, die Nikolaus I. mit dem Rotstift in seine Dichtungen riß, haben nur gezeigt, wo der Despot schwächer war als der Dichter. Und der große Nationaldichter hinwiederum bewies an seinen Gestalten, um wieviel besser er Rußland kannte als der Zar. Denn diese Gestalten sind lebendig, weil ihre Urbilder es ebenfalls waren. Puschkin ging dem nationalen Bedürfnisse nach, indem er die Sage und Geschichte seines unglücklichen Volkes mit seiner Phantasie durchdrang, von Boris Godunow, Pugatschew, dem Zar Slatan und von Poltawa erzählte; er achtete den Geschmack seiner russischen Zeitgenossen, indem er ihnen in der Novelle „Die Kapitänstochter" und in den Gedichten „Rußland und Ludmilla", „Das Räuberbrüderpaar", „Der Gefangene im Kaukasus" Früchte seines Genius darbot, die ihnen wie Leckerbissen munden mußten. Doch auch das Elend der Zeit fand eine Verkörperung in „Eugen Onegin", diesem Muster aller problematischen Existenzen, diesem echten Repräsentanten des resignierten Nihilismus, der das Leben erschöpft, ohne seinen Wert zu erkennen, der den Tod sich wünscht, weil er neugierig ist, ob es auch in einer anderen Welt „ . . . so schal, ekel und unersprießlich" ist . . .

Wie müßig ist es doch, darüber zu grübeln, welchen Anteil Lord Byrons Einfluß an diesem „Eugen Onegin" hat, ob er ein echter Russe oder eine Komposition von westlichen und heimischen Substanzen sei; man denkt gleich immer, wenn man diesen Onegin kennen lernt, unwillkürlich mechanisch an „Don Juan" und „Faust", an „Hamlet" und „Manfred". Aber er ist von alledem etwas, außerdem jedoch ein vornehmer Russe aus der nikolaischen Zeit. Das aber bedeutet, daß er ein überflüssiger Mensch ist, der lebt, weil er — geboren wurde, lernt, weil dies — der Zar erlaubt, den Frauen nachstellt, weil er — neugierig ist, und spielt, weil er sich die vornehme Langeweile vertreiben will . . . „Er lebt zu rasch und fühlt zu frisch", dieses Motto hat Puschkin seinem „Onegin" mitgegeben. Jawohl, Onegin ist längst ausgelebt, da noch in seinem Leibe die Lebenskraft eines Riesen steckt. Die Frage ist nur, warum er sich so früh ausgelebt hat. Warum? Hätte ihm der Staat erlaubt, seinem Leben einen ernsten Inhalt zu geben, es nach seiner eigenen Weise zu gestalten, so wäre ihm der Lebenstag langsamer dahingeflossen und fruchtbarer. Aber der russische, zaristische Staat hat eine offene Pforte nur für diejenigen gehabt, die an klassischem Gehorsam Gefallen fanden, und dazu war „Onegin" nicht gemacht. Er zählte zu der Masse der Leute, die sich für zu gut hielten, dem Staat bedingungslos ihre Persönlichkeit dahinzugeben, und dann zu schlecht wurden, um ihrer Persönlichkeit ein freies Stück Dasein zu erobern. Was er um sich her mit seinen Augen schaute, war Elend, Knechtschaft, Korruption; er mochte zuerst glauben, es werde besser werden, vielleicht morgen, übermorgen, in einem Jahre . . . Und er wartete bei dem Knalle von Champagnerpfropfen, in den Armen lüsterner Weiber, philosophierend, dichtend, am Kartentische sich in Leidenschaft verzehrend . . . Aber es ward nicht besser. — Er konnte sogar tugendhaft sein, dieser Eugen Onegin, er konnte die schöne Tatjana, die sich ihm an den Hals warf, moralisierend zurückweisen und sich des poetischen Freundes Wladimir Lensky erfreuen, der ein echter Schwärmer war. Und so wird Onegin, nach Puschkins eigenen Worten, zum „Produkt der Gesellschaft und der Sitten seiner Zeit, zerfressen von der Moralkrankheit, an der seine Gesellschaft dahinsiechte . . ."

Der schauerliche Roman des Nihilismus war noch nicht über die ersten Kapitel hinaus gediehen, als Puschkin seinem Volke diesen revolutionär gesinnten „Eugen Onegin" vorführte. Der resignierte Nihilist von ehedem verwandelte sich jetzt zum Staatsumstürzler, Jakobiner, Mörder und Anarchisten, und der einstmalige theoretische Onegin wurde mit der Zeit Solowiew, Scheliabow, Kibaltschitsch und Karamasow, und neben ihnen schritt nicht mehr die harmlose, schöne und sanfte Tatjana, sondern ein zielbewußtes Weib von ganz anderer Art, eine Wjera Sassulitsch, eine Sophie Perowska, die Mörderin des Zaren . . . Hätte Zar Nikolaus I., anstatt sich als Zensor über den Dichter Puschkin zu setzen, in den Spiegel geschaut, den ihm der große literarische Vorläufer der kommenden Revolutionen, Alexander Puschkin, vorhielt, so wäre seinem Sohne das furchtbare Schicksal, das diesen am Katharina-Kanal ereilte, vielleicht erspart geblieben. Mit dem „Eugen Onegin" von damals hätte sich eine Versöhnung finden lassen, mit den Revolutionären von heute war sie nicht mehr zu erreichen . . . Turgenjews „Neue Generation", Dostojewskys „Raskolnikow" und Tolstojs „Anna Karenina" bilden weitere Seelengemälde. Gogol war der erste, der darauf verzichtete, an dem eigenen Volke auch nur die leiseste Schonung zu üben, der im Gegenteil mit unerhörter Grausamkeit die wunden Punkte des faulen russischen Staats- und Nationalwesens bloßlegte und verhöhnte. Eine beneidenswerte Mission war das nicht; wem sie auf die Schulter gelegt ist, der habe acht darauf, daß er selbst nicht tragisch ende. Und Nikolai Gogol hat tragisch geendet, tragischer als Puschkin, Lermontow, dessen Leitmotiv der Dichtung der „Hunger" war, Kozlow, den Bodenstedt den russischen Burns taufte, und Gribojedow, der in der Peter-Pauls-Festung eine satirische Charakterkomödie schrieb: „Das Unglück, Verstand zu besitzen . . ." Und Gogol, der die „Toten Seelen" der Welt gezeigt hatte, ward am Ende selbst zur „toten Seele" — — —

Er war aus der Ukraine nach Petersburg gekommen, aus jenem südlichen Striche, wo es wie schwermütige Poesie über der weiten Steppe liegt. Einen „Chochol" nennt der Großrusse seinen kleinrussischen Vetter von den Ufern des unteren Dnjepr, und ein „Chochol" ist nicht mehr als ein Narr.

Der großrussische Moskal schaut auf den ukrainischen „Narr" fast mit Verachtung herab. Eine Empfehlung war also der kleinrussische Geburtsschein für Gogol nicht. Und er kam dennoch, — der Prophet des russischen Umsturzes, der Schwärmer von einem „glücklichen, freien, heiligen Rußland" und der realistische Kleinmeister; er hat sich als Büßer zu Tode verhungert . . . Als geistiger Vater der moskowitischen Anklageliteratur hat er das Petersburger Proletariat mit seinen kleinrussischen, allzumenschlichen Zügen treffsicher geschildert, wie es haßt und liebt, sich schindet und geschunden wird. Das sind jene „toten Seelen" der Leibeigenschaft, über die wir mit dem Erzähler Gogol Tränen lachen, doch mit dem Dichter Gogol Tränen weinen . . . Denn, wer die Novellen: „Abende auf dem Meierhof von Dikanka", die wunderbare Geschichte von „Taras Bulba", dem Kosakenhetman, kennen lernte, ersah in ihm den künftigen Freiheitskämpfer; er ist in Wahrheit der Schicksalspoet Rußlands. Hatte Puschkin nur gesagt, was sein Vaterland zu leiden habe, so sollte Gogol sagen, woran es leide. Dieser Dichter-Rebelle hält fürchterliches Gericht über alles, was faul, ungesund, verderblich in seiner unglücklichen Heimat ist. Seine Kunst ist nicht graziös, seine Sprache nicht fein oder sorgsam berechnet, — die Hauptsache war ihm, daß dem russischen Volke seine Peiniger mit Fingern gezeigt werden, unerbittlich in all ihrer schamlosen Blöße, mit der herzlosen Gier in den Augen, der fürchterlichen Leere im Herzen und Kopf und in der ganzen Niederträchtig-

keit ihres sklavischen Gehorsams. Nikolaus Gogol entwarf ein Bild dieser Verkommenheit in dem satirischen Lustspiel: „Der Revisor", in dem Roman: „Tote Seelen". In diesen beiden Hauptwerken sagte er seinen Landsleuten die blutige Wahrheit, sie aber glotzten ihn blöde an und verstanden ihn nicht: er schnitt und riß und zerrte am Leibe seines Volkes, der ja schließlich sein eigener Leib war; und je tiefer sein Messer schnitt, desto mehr schnitt es in Gift und Fäulnis ... Dieser Prophet des nihilistischen Geistes starb im Wahnsinn. Nikolaus Lenau ist ebenfalls wahnwitzig geworden, aber auf seinem Hirn lastete nicht das Unglück eines ganzen großen Volkes; an Lenaus Seele nagte nicht der Schrecken vor der eigenen Tat, nicht die Reue über das Große, das er vollbrachte. Gogol war ein Slawe; ihm war noch nicht alles barbarische Blut aus den Adern entronnen; beim Kleinrussen betäubte die mystische Poesie der Steppe das Gewissen. Puschkin wollte ein Mensch und mußte ein Sklave sein; Gogol wagte es, zu richten, und er hatte nicht den Mut, die Knechtschaft abzustreifen. Er, der den russischen Despotismus aus den Angeln hob, indem er die Werkzeuge desselben brandmarkte, er, der das reussische Volk lehrte, sich aufzubäumen gegen seine Unterdrücker, Demagogen, Denunzianten und Peiniger, indem er zuerst es wagte, hell und breit zu lachen über diese Blutsauger, die von Unterschleif und Bestechung sich mästeten —, dieser Gogol erschrickt feige, als er merkt, was er anrichtet; er schlägt fich wie ein Sünder an die Brust und jammert zerknirscht sein „mea culpa" — meine Schuld ... Er bereute, ein gottbegnadeter Dichter gewesen zu sein, und zur Buße warf er sich der religiösen Heuchelei in die Arme. Mit Schukowsky, dem gealterten Hofpoeten, machte er gemeinsam mystische Exerzitien; tagelang lag er vor Heiligenbildern auf den Knien, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, jammerte über den Abfall und die Verderbnis der Menschheit und besonders des russischen Volkes, bis man ihn eines Tages verhungert zu Füßen eines Muttergottesbildes fand. Nach solchem Schaffen ein solcher Tod ...

Will man Nikolaus Gogol als den Begründer einer realistischen Dichterschule in Rußland bezeichnen, so mag es dabei sein Bewenden haben. Wenn es Realismus ist, die nackte Wahrheit zu sagen, so mögen die Kritiker, welche in diesem Kleinrussen nur den Dichter würdigen, Recht behalten. Aber was bedeuten hier die Formalitäten, Kunstausdrücke, ästhetischen Kategorien? So wenig in allen völkerpsychologischen oder staatsgeschichtlichen Terminologien bis jetzt die russische Rebellion mit ihren Abarten, wie: Nihilismus, Brigantinismus, Sektierertum, Anarchie usw., eine passende Stelle gefunden hat, so wenig ist Gogol, der Prophet der Revolution, literargeschichtlich zu klassifizieren. Er hat der revolutionären Bewegung in Rußland ihre Ziele gegeben — das ist seine ungeheuere Tat; Gogol war national; die revolutionäre Umstürzung von heute ist es auch; aber Gogol konnte weinen, indem er zerstörte, die heutige Revolution weint nicht; Gogol hat Unsterbliches geleistet und geschaffen, weil er sein Volk trotz aller Schwächen liebte; die Anarchie von heute schafft nichts, weil sie nicht liebt, nicht einmal sich selbst...

Drei Jahre nach Gogol starb der Zar Nikolaus I.; im Wahnsinn war der Dichter hingegangen, und mit gebrochenem Herzen sank die Riesengestalt des unerbittlichen Autokraten zusammen. Es scheint noch immer, daß die mächtigen Individualitäten in Rußland nicht friedlich sterben können; das aber ist der Fluch, aus dessen fürchterlicher Saat Nihilismus, Anarchismus und dergleichen emporwucherten, daß das Recht der Persönlichkeit in Rußland auch in damaligen Tagen nicht zur Geltung kommen durfte. Unter solchen unhaltbaren Zuständen litt auch Iwan Turgenjew, der Psychologe des revolutionären Gedankens, der wahre „Seher" des Russentums, der einem Prometheus gleich von den Fesseln der Tyrannei und des gewalttätigen Zarismus sich zu befreien versuchte. Als ein feinnerviger, melancholischer Realist zeichnete er in den „Memoiren eines Jägers" den geplagten, leibeigenen Landmann — des Dichters Hannibalschwur gegen die verruchte Leibeigenschaft der Prügel und des Hungers, der Kosakenknute und des Schmachtriemens. In diesen novellistischen Skizzensammlungen legte er sein Bekenntnis ab, indem er darin seine durch Wehmut gedämpfte pessimistische Weltanschauung offenbarte. Sein Pessimismus war mit dem nihilistischen Grundgedanken stammverwandt und tönte in eine nirwanaartige Trostlosigkeit aus. Er ist ein treuer Schüler Gogols, da er, wie jener, nicht über die nationale Beschränkung hinauskommt, sondern innerhalb des engen Kreises spezifisch russischer Anschauung festgebannt bleibt; was er von sich aus hinzubringt, ist die tiefe Bildung und das subtile, zarte Naturgefühl. Während Puschkin laut an der Oedigkeit des russischen Staats- und Volkslebens verzweifelte, Gogol sie mit krassen, grellen Farben malte, verkündete Turgenjew die künftige verheerende Feuersbrunst, infolge eines revolutionären Funkens, der über das im Starrkrampf liegende Volk wie schauernde Ahnung besserer Schicksalsfügung heimlich glomm ...

In der Zwischenzeit, während welcher Alexander Herzen und Michael Bakunin, zwei Publizisten mit revolutionärem Programm, fast dämonisch in ihrem in London gegründeten Blatte „Die Glocke" an der Unterwühlung des reussischen Selbstherrschertums arbeiteten, war Turgenjew nicht mehr der Tendenzpoet; er hat, wie er selbst sagte, in Deutschland, wo er in Verbannung lebte, eine „zweite Heimat" gefunden, und bei allem, was er da drunten in dem wundersamen Tale von Baden-Baden schuf, hat man das Gefühl, als sei es die pure blinkende Schönheit, als kümmere er sich gar nicht um das, was drüben im Vaterlande vorgeht. Und doch blieb er bis in die letzten Fasern seines Seins der Vollblutrusse von ehedem. Denn seine Gestalten sind oft von großer Eigenart; diese herbe Märtyrerin der Liebe, Helene, dieser Dämon sinnberückender Herrschaft, Polosowa, sind Frauen, die nur slawischer Boden zu erzeugen vermag. Er ist weder ein Zola-Realist noch ein Poe-Idealist, weder „Romantiker des Realismus", noch sonst das schattenhafte Gespenst irgendeiner ästhetischen Kategorie; er ist ein Sohn der Steppe, dem zu dem seltsam tiefen Natursinn der Heimat sich die Weisheit des Westens aufgetan ...

Während Herzen und Bakunin von außen her das Mißvergnügen des russischen Volkes organisierten und nach der revolutionären Richtung lenkten, sah der in der deutschen Verbannung weilende Turgenjew den Zaren Nikolaus I. im Gefühle sterben, daß mit diesem Manne ein neues Stück Absolutismus abgebröckelt war. Alexander, eine weichere Herrschernatur, bestieg den blutgetränkten Thron der Romanows und wurde von Bakunin zum „Bauernzar" erhoben. Die Freigabe der Leibeigenen war das epochemachende Dekret als Antwort auf die offenen Briefe jener wackeren Publizisten. Aber — die Befreiung der Leibeigenen war nichts, wenn die veraltete Bürokratie nach wie vor in ihrer Korruption verharren durfte. Die Freiheit ward zur Illusion, da das Recht nicht an ihrer Seite wandelte. Den Augen Turgenjews enthüllte sich dieses Schauspiel des Kampfes in seiner ganzen schauerlichen Größe; die künstlerische Hand des Gestalters griff unwillkürlich nach diesem Stoffe, und der Sittenroman „Väter und Söhne" ward nicht bloß ein Ergebnis der Beobachtung, sondern die erste plastische Verlebendigung des revolutionären Geistes, der Rußland aufwühlte. In diesem Roman ist die Revolution zum ersten Male beim Namen genannt und nach ihrem innersten Wesen erklärt worden. Zum ersten Male also ist das Wesen des Nihilismus unbarmherzig aufgedeckt in seiner ganzen jam-

mervollen Unfruchtbarkeit, Verirrung und Ziellosigkeit; in „Väter und Söhne" führt uns der große Dichter zu Bazarow, einem Studenten der Medizin und Repräsentanten des jungen Rußland, zu einer Revolutionärin, Eudoxia Kukschin, die Champagner trinkt, Zigarren raucht, George Sand für eine abgetane Sache hält, Liebig zu konstruieren und nach Heidelberg zu gehen gedenkt, weil daselbst Bunsen doziert. Doch Bazarow erkennt sie nicht an; er will überhaupt von der Mitwirkung der Frauen an der Revolution nichts wissen. Er selbst endet nicht aus Verzweiflung an Rußland, nicht am Galgen, sondern an einer Blutvergiftung bei der Sektion von Fröschen. Und bald wurde jene Eudoxia zu einer Maschurina, jener Bazarow zu einem Nadschanow, den Turgenjew in dem Roman „Neuland" als revolutionären Typus konstruierte. Das Messer, das Frösche seziert hatte, wurde gegen Menschen gezückt; das Weib, das von Bunsen und Liebig gefaselt, wurde politische Agentin, Agitatorin und Zuhälterin ihrer revoltierenden Kumpane. Das ist die „neue Generation"... Iwan Turgenjew war ein Weiser seines unglücklichen Volkes und zugleich der Bote, der dem einen von dem anderen Kunde bringt. Denn durch ihn lernte Europa die komplizierte moskowitische Volksseele kennen. Die beiden nihilistisch-revolutionären Romane Turgenjews sind Weltgeschichte geworden.

Dostojewskys „Raskolnikow" und Tolstojs „Anna Karenina" sind auch Typen einer „neuen Generation", Vorgänger der heutigen russischen Umwälzung. Fedor Dostojewsky, den Nietzsche selbst als den größten Seelenkenner bezeichnete, wurde auch zum Anwalt der Erniedrigten und Beleidigten auf Mütterchen Rußlands erbarmungsloser Erde; sie haben ihn gepeitscht und ausgemergelt, bis seine Gesundheit für immer zerbrochen war. Furchtbar ist seine Klage wider die zarischen Schergen, rührend und erhebend sein Preis der Seelenschöne der Zertretenen, erschütternd ihre ausbrechende, racheheischende Natur. Sein Werk „Brüder Karamasow" ist erschreckend reich an Hungergestalten des problematischen Lebens, denen Stockhiebe auf den Magen die hündische Unterwürfigkeit beibringen, die durch Geburt oder Schicksal an die Kehrichtgrube des Lebens sich gewiesen sehen. Der greise Dichter-Philosoph Graf Leo Tolstoj predigte Wasser und seine Familie trank Wein: das war der nagende Zwiespalt in dieser fesselnden nazarenischen Prophetengestalt des russischen Ostens. Als die freiheitsglühenden Dekabristen von 1825 in die sibirischen Bergwerke abgeschoben wurden, soweit man die Verschwörer nicht hängte, da mußte auch Alexander Gribojedow in die berüchtigte Peter-Pauls-Festung wandern; dieser Prachtmensch verlor jedoch seinen Witz nicht. Durch Klopfen an der Zellenwand versuchte er seinen Leidensgenossen den nagenden Hunger und den Ekel zu vertreiben, indem er ihnen lustige und beißend-satirische Geschichten erzählte. Und als die Hungersnot über Rußland hereinbrach, da sättigte der Bauerngraf aus Krasnaja Polana Zehntausende — er, der arm lebte und sein Vermögen den darbenden Brüdern gönnte. In den Schreckensjahren und dem Kriegsjammer um Sebastopol und in dem Riesenwerk „Krieg und Frieden", das 1805—1812 als Kolossalgemälde aufrollte, fehlten die Qualen des Hungers nicht, die physisch und moralisch entartende Wirkung des Mangels...

Endlich Maxim Gorkij, der Bittere, begleitet der Menschen Schicksale mit der ewigen Melodie der Natur. Das barfüßige Regiment ruft er zusammen, die Lumpenproletarier, die „plebs misera" besucht und tröstet er als Prediger Luka im „Nachtasyl". Er läßt das Trauerlied von Elend und Knechtschaft aufstöhnen, doch er jauchzt auch den Höhensang vom Falken... In Leo Tolstoj leuchtete aristokratisch, in Maxim Gorkij blitzte demokratisch das Schwert der Rebellion und die auch in der gegenwärtigen Not über den russischen Städten und Steppen am fernen Horizont schimmernde Verheißung: „Selig sind, die nach Gerechtigkeit hungert und dürstet — sie sollen satt werden..."

Ukrainer — nicht Ruthenen!

Eine Entgegnung.

Von B. Brontschenko-Berlin.

Professor Dr. R. F. Kaindl, Graz, ist in seinem Artikel „Ruthenen oder Ukrainer" (s. „Osteuropäische Zukunft" Nr. 5, 1. Märzheft 1918, S. 48—50) zum Schluß gekommen, daß für die Gesamtheit der Ukrainer, deren ethnographische Grenzen sich von Nordungarn bis an den Don und Georgien, von der Nordküste des Schwarzen Meeres bis über die Prypetj-Sümpfe hinaus erstrecken, der althistorische Name „Ruthenen" passender sei und zumindest dürfen seiner Ansicht nach die österreichischen Ukrainer auf keinen Fall so genannt werden, wie sie es selbst wünschen und tun, sondern sie sollen aus verschiedenen Gründen, deren Erörterung den weiteren Ausführungen des heutigen Artikels vorbehalten bleibe, auch weiterhin „Ruthenen" genannt werden.

Abgesehen davon, daß dieser Standpunkt des hochverehrten Herrn Professors durch die ausdrückliche Verordnung der österreichischen Regierung (lt. Ministerialerlaß vom 2. Februar 1918), daß die Benennung „Ruthenen, ruthenisch" in allen amtlichen Kundgebungen, Dokumenten, Bezeichnungen, Anschriften usw. sofort abgeschafft wird und an deren Stelle die Benennung „Ukrainer, ukrainisch" in Kraft tritt, bereits überholt ist, wollen wir auf die Ausführungen des Herrn Professor Kaindl näher eingehen.

Die Behauptung: „Bis zum Ende des 19 (!) Jahrhunderts war der Name Ukrainer für die Gesamtheit der Ruthenen noch unbekannt", trifft nicht zu. Der Name „Ukraina" ist sogar älter als „Ruthenia" (Ruthene). So z. B. finden wir in der Kijiwer Chronik aus dem 12. Jahrhundert im Bericht über den Tod des Fürsten Wolodymyr Klibowytsch (1187) folgende Worte: „O nem sche Oukrayna mnoho postona" (und ihn [den Fürsten] beweint Ukraina sehr)! Dieselbe Chronik berichtet dann von einer Reise des Fürsten Rostyslaw Berladnytschytsch 1189 nach der „galizischen Ukraine" (pryjchawschjn sche emon ko Oukrayni Halytschkoy). Die Galizisch-Wolhynische Chronik berichtet (um das Jahr 1213), wie der Großfürst Danylo (der spätere König v. Halytsch-Wolodymyr) die altukrainischen Städte Berestje, Uhrowesk, Wereschtschyn und Stolpje und „die ganze Ukraine" von den Feinden befreite. Der Name Ukraina bedeutete also „das Land", die Gesamtheit der Länder, wo die ukrainischen oder — wie sie von den Polen und Ungarn genannt wurden — ruthenischen Stämme lebten. Es mag sein, daß polnischer- oder russischerseits die Benennung (polnisch) „ukraina", „ukrainny", (russisch) „okrayna" soviel wie Grenzland oder Grenzmark bedeutete, aber die Ukrainer selbst verstanden unter diesem Namen ein Grenzland zwischen dem damaligen Mitteleuropa und Asien. — Ukraina war jahrhundertelang ein Tummelplatz der mongolischen Horden, die dies reiche Land alljährlich bedrängten und plünten, und dabei soll man nicht vergessen, daß es ein nach Osten äußerst vorgeschobenes christliches Land war, dessen Bewohner sich selbst bewußt waren, daß sie am Rande der christlichen Kulturwelt sitzen, daß sie zum Schutzwall gegen die mongolisch-tatarischen Horden ausersehen waren und sich selbst „Ukrainer" und ihr schönes Land

„Ukraina" nannten. Dieser Name gewinnt mit der Zeit sogar eine symbolische Bedeutung, er wird zur Verkörperung der national-territorialen Gemeinsamkeit besonders in den Zeiten des ukrainischen Kosakentums emporgehoben. Ein weitverbreitetes Volkslied klagt über das grausame Schicksal des ukrainischen Volkes:

„Ukraina hat Kummer, lebt in schweren Nöten,
die Tataren haben kleine Kinder mit ihren Pferden zertreten!

Im 16. Jahrhundert ist der Name Ukraina schon allgemein bekannt, sogar in polnischen Quellen findet man öfters diese Benennung, ja z. B. wird dort die „ungarische Ukraine", die „karpathische Ukraine" und die „podolische Ukraine" erwähnt. Die ukrainischen Kosaken haben Kijiw als die Hauptstadt der Ukraine angesehen (metropolis Ucrainae). Im schwedischen Staatsarchiv in Stockholm ist in einer Denkschrift der ukrainischen Kosakenabordnung von 1711 folgende Stelle zu lesen: „Tamquam ulli mortalium absque anima, ita quoque Ucrainae ablata Kiovia vivere est impossibile" (so wie ein Mensch ohne Seele nicht leben kann, so vermag auch Ukraina ohne Kijiw nicht zu existieren). Der berühmte ukrainische Kosakenhetman Bohdan Chmelnytskyj schrieb in seinem Briefe an den damaligen Kijiwer Metropoliten: „Gott hat mir geholfen, die Ljachen (d. h. Polen) aus der Ukraine nach Polschtscha (Polenland) zu vertreiben." —

In der Instruktion des Hetmans Petro Doroschenko an die Abordnung des ukrainischen Saporoger Heeres vom Jahre 1670, die sich nach Warschau zur Sitzung des polnischen Ssejm (Reichstag) begeben sollte, ist ausdrücklich vorgemerkt: „Der Kijiwer Metropolit oder derjenige Bischof, der von allen geistlichen und bürgerlichen Ständen des gesamten orthodoxen ukrainischen Volkes mit dem Hetman und mit dem Saporoger Heere in freier Wahl gewählt wird, soll zum Patriarchen bestätigt werden." —

In zahlreichen Volksliedern, die sich besonders mit den Befreiungskämpfen des ukrainischen Volkes unter den Hetmanen befassen, wird die Weichsel als die natürliche Grenze zwischen Polen und der Ukraina genannt. —

Der russische Zar Peter der Große nennt den Namen „ukrainisch" ganz ausdrücklich: „narod ukrainskij sjelo umen, no my ne moschem byty ot etoho ne w awantaschje" („das ukrainische Volk ist sehr begabt, doch wir dürfen uns trotzdem von der Vorherrschaft nicht abdrängen lassen"). Der Hetman Philipp Orlyk schrieb an den schwedischen König Karl XII. im Jahre 1712: „sine consensu omnium tam spiritualium quam saecularium Universae Ucrainae ordinum ac statutum" („ohne Zustimmung aller geistlichen und bürgerlichen Würdenträger und Stände der gesamten Ukraine"). In dieser Denkschrift wiederholt sich die Benennung „Populus Ucrainensis" oder „gens universa Ucrainensis" sehr oft. —

Den besten Beweis, daß der Name „Ukraina" keine neuzeitliche und tendenziöse Erfindung ist, liefert der bekannte französische Ingenieur Beauplan, der längere Zeit im Dienste des polnischen Königs Johannes Casimir stand und die ukrainischen Gebiete in seinen Reisen kennen lernte. Seine Forschungen und Beobachtungen hat er in einem größeren Werke verfaßt, und zwar in zwei Auflagen, 1651 und 1660. Dieses Werk heißt: „Description d'Ukraine, qui sont plusieurs provinces du royaume de Pologne contenus depuis les confins de la Moscovie jusques aux limites de la Transylvanie" („Die Beschreibung der Ukraine, d. i. einer größeren Anzahl der Länder, die sich von den Grenzen Moskoviens bis Siebenbürgen [Transsylvanien] erstrecken.) — Seine Spezialkarte von 1650 (!) hat folgende charakteristische Ueberschrift:

„Delineatio specialis et accurata Ukrainae cum suis palatinatibus ac districtibus provinciis qe adiacentibus" („Eine genaue Spezialkarte der Ukraina mit ihren Wojewodschaften, Bezirken und Nachbarländern"!). In den holländischen Reproduktionen dieser Karte finden wir u. a. folgende Gebiete, die als ukrainisch bezeichnet werden: 1. Ukrainae pars, quae Podolia palatinatus vulgo dicitur; 2. ukrainae pars, quae Braclavia; 3. Kiovia; 4. Pokutia vulgo dicitur. In diesen Teilkarten sind auch ganz Ostgalizien, Nordbukowina und Nordungarn als ukrainische Gebiete bezeichnet. — Dieselbe Bezeichnung finden wir in einer französischen Landkarte aus dem Jahre 1719. „La Russie Rouge, ou Polonoise, qui comprend les provinces de la Russie Rouge, de Volhynie et de Podolie, vulgairement connus sous le nom d'Ukraine ou pays des Cosaques." Aus dieser Bezeichnung geht also ganz deutlich hervor, daß sogar die ehemaligen Gebiete des Königreichs „Halytsch-Wladimir" von dem Volke selbst unter dem Namen Ukraine oder „Kosakenland" gekannt waren. — Dieser Name ist also historisch älter und vielleicht begründeter als der Name „Ruthenia", Ruthenen. — Diese Benennung ist polnisch-lateinischer Herkunft und tritt erst gegen das 16. Jahrhundert auf, aber der alte Name „Russj", „Russia", „Russjne" läßt sich nicht so leicht verdrängen und ist sehr häufig auch in polnisch-lateinischen Dokumenten bis zur dritten Teilung Polens vorzufinden. — Auch der Name „Russnjake" ist nicht von dem Volke selbst erfunden, sondern teils von Polen, teils von Madjaren zur Bezeichnung der Eigentümlichkeit der ukrainischen Volksstämme, die die Beskiden und die Karpathen vom Tatragebirge bis an die moldauische Landesgrenze bewohnen, angewandt. Diese Volksstämme nennen sich selbst „Lemky", „Bujky", „Huzaly", „Bukowintzy", aber der Name „Russnjake" ist wenigstens in den galizisch-bukowinischen Karpathen seit einigen Jahrzehnten nicht mehr gebräuchlich; im Gegenteil, die Leute fühlen sich beleidigt, wenn man sie als „Russnjaken" bezeichnet. Der Name „Russyny" und in den letzten zwei Jahrzehnten „Ukrainzi" ist dort allgemein verbreitet, ja die Huzulen, Bukowiner und die Bojken nennen sich selbst mit gewissem Stolz „my ukrajinski Hunzuly, my bojky-ukrajinzi" (wir ukrainischen Huzulen, wir Bojken-Ukrainer). — Es mag sein, daß der Name „Russnjake" noch in Nordungarn auftritt, wo bekanntlich etwa 700 000 Ukrainer wohnen, die aber kulturell hinter den galizischen Ukrainern weit zurückstehen. Selbst die Lemken, die in den karpathischen Bezirken, Ssjanik, Rymaniw, Bukiwsko, Dekla, Krylіw Korlytzi, Nowyj, Ssanisch Muschyna leben, sprechen von ihren Stammesbrüdern jenseits der Karpathen (die in Tracht, Sitten und Mundart den galizischen Lemken gleichkommen) geringschätzig „to lem wengersky Russnjaky" („das sind nur ungarische Russnjaken"). Im übrigen Galizien hört man nur den Namen „Russyn", „Ukrainetzj", und infolge der verbrecherischen panrussischen Propaganda, die seit 1900 nicht ohne Unterstützung der polnischen Landesbehörden besonders stark einsetzte, in manchen Ortschaften „russkij", zwecks Betonung der nationalen, politischen und kulturellen Gemeinschaft mit dem moskowitischen Großrussentum. Diese Propaganda hat einige Zeit große Verwirrung in Ostgalizien verursacht. — Es entstanden zwei Bezeichnungen für dasselbe Volk „Russyn", rus'kyj (mit einem „s" weicher Aussprache) und „Russkij" (mit zwei „ss" scharfer Aussprache). Die erste Bezeichnung entspräche dem deutschen „Ruthene", „ruthenisch", die zweite dem „Russe", „russisch". Das Volk konnte diese gefährliche Verwechslung nicht feststellen, zumal die scharfe und die weiche Aussprache des Wortes „ruskyj" nicht deutlich durchzuführen ist (man müßte mit besonderer Absicht bei jedem Wort darauf aufpassen!), und schließlich beriefen sich die Russophilen auf den alten historischen Namen „Russj", was auch die Ukrainer nicht bestreiten wollten. Für die damalige russische Ukraine war diese Propaganda belanglos und längst entschieden. Das Volk nannte sich stets „ukrainisch", die Intelligenz „kleinrussisch", und der

Unterschied zwischen dem Ukrainertum (oder wie die Russen es nannten: Kleinrussentum) und dem Moskowitertum (Großrussentum) war nicht wegzuwischen. — Die ukrainisch-galizischen Historiker und Philologen versuchten nun aus dieser Verwirrung herauszukommen und schufen die Bezeichnung Russj-Ukraina, rusko-ukrainskyj, im Gegensatz zur Bezeichnung Russj-Moskowschtschyne, russj-Moskowien! Dabei stützten sie sich auf die Ausführungen des ukrainischen Historikers Mykola Kostomariw, der ebenfalls die These von zwei „Russjen" aufstellte. Diese Bezeichnung konnte sich nicht lange behaupten, und die galizischen Ukrainer verlangten selbst, dieser Nomenklatur eine unwiderrufliche Klarheit zu verschaffen, indem sie diese Doppelbezeichnung verwarfen. — Es gibt kein Mittelding wie Russo-Ukrainer oder Ukraino-Russen; entweder sind es Russen oder Ukrainer. Die Ukrainer selbst sind sich schon seit ganz alten Zeiten darüber klar, was sie unter dem Namen Russj, Rossia-Moscovien (Großrußland) und dem Namen Ukraina-Ruthenia (Kleinrußland) zu verstehen haben. Nur die Namen „Russj" und „Ukraina" sind echt, historisch begründet und von den betreffenden Völkern selbst gebraucht. Alle anderen Bezeichnungen sind künstlich erfunden, historisch unbegründet und den betreffenden Völkern gegen ihren Willen (wenigstens, ohne sie zu befragen) gewissermaßen aufgezwungen. Das ist eben das Schicksal jedes großen Volkes. Die Deutschen werden auch verschiedenartig genannt: „les Allemagnes", „tedeschi", „germans", „germantzy", „niemtzy", „Schwaben", „Prussjaken", aber ein Deutscher selbst wird sich niemals anders als deutsch nennen (sonst müßte man an seiner Intelligenz zweifeln). Nennen wir also die Ukrainer so, wie sie sich selbst nennen und genannt zu werden wünschen, und das können wir ohne Bedenken tun. Die national-kulturelle Gemeinschaft zwischen den ostgalizischen, bukowinischen und den ehemals russischen Ukrainern bestand seit Jahrzehnten; ja schon zu Zeiten des Bohdan Chmelnitzkyj bestand auch historisch-politische Gemeinschaft. — Die nationale Wiedergeburt des ukrainischen Volkes kam aus Kijiw durch die Dichtungen und Schriften eines Schewtschenkos, Kostomariw, Drahomaniw u. a. Dagegen wurde Ostgalizien mit seiner Hauptstadt Lemberg (ukr. Lwiw), gegründet durch den altukrainischen Fürsten und König Danylo I. zu Ehren seines Sohnes Lew = Leo (darum davon auch der Name „Leopolis, Leoberg-Lemberg [Lwiw-ganitions von Lew!]") seit etwa 1890 zum ukrainischen Piemont und mit Professor Mychajlo Kruschewskyj, welcher selbst über 10 Jahre an der Lemberger Universität die ukrainische Geschichte vorgetragen hat, konnte in Galizien im Einverständnis und mit der tatkräftigen Unterstützung seiner galizischen Stammesbrüder das großzügige Befreiungswerk seiner Heimat von dem moskowitischen Joche vorbereitet und zu gegebener Zeit in die Tat umgesetzt werden. Das verhinderte aber die letzteren nicht, sich mit dem Ausbruche des Weltkrieges rückhaltlos und ohne Zögern auf die Seite der Zentralmächte zu stellen und für das gemeinsame große österreichische Vaterland mit derselben Begeisterung und Aufopferung, als ob sie es für ihre „Ukraina" täten, zu kämpfen. Die Einwände und das Bedenken Professor Kaindls sind also nicht stichhaltig; die galizischen Ukrainer bleiben auch gute österreichische Patrioten, wenn sie nicht mehr Ruthenen genannt werden, und die national-kulturelle Gemeinschaft mit den „Reichsukrainern" bleibt eine unwiderlegbare Tatsache, auch wenn sie sich selbst anders nennen wollten. —

Wird einmal der alte und gerechte Wunsch der österreichischen Ukrainer betreffs der Teilung Galiziens in seine ursprünglichen Bestandteile erfüllt, wird einmal Ostgalizien mit Nordbukowina vereinigt zu einer österreichisch-ukrainischen Provinz umgewandelt, so werden die österreichischen Ukrainer oder „Austroukrainer", von der polnischen Vorherrschaft befreit (denn nur aus diesem Grunde verlangen sie die Teilung Galiziens), auf unabsehbare Zeiten staats- und kaisertreue Oesterreicher bleiben! —

Das reichsdeutsche Interesse an der Ukraine.

Von Kurd v. Strantz.

Angesichts des fortgesetzten hochverräterischen Treibens der Tschechen und Slowenen wider den Bestand des österreichischen Staates, dessen deutsche Gründer und relative Mehrheit, wie gegen das Bündnis mit dem westdeutschen Kaiserreich, sind wir Reichsdeutsche gezwungen, in unserm Daseinskampf nicht nur aus persönlicher Zuneigung, sondern auch in gesunder Selbstsucht die nicht deutschen Freunde unseres Bündnisses zu fördern. Dies sind in Oesterreich die Ukrainer und in Ungarn die Madjaren und wohl auch größtenteils die Kroaten. Mit den Ukrainern bekämpfen wir gemeinschaftlich die Polen bei uns und in Galizien, wie leider auch nunmehr im voreilig errichteten neuen Königreich. Aus diesem Sachverhältnis ergibt sich nun unsere Stellung zu der russischen Ukraine.

Wir müssen diese vor Polen und Großrussen ebenso schirmen, wie ihre bündnistreuen Volksgenossen in Galizien wider ihre polnischen Vergewaltiger. Da Ungarn leider ebensowenig seine Pflicht wie schließlich Tschechisch-Böhmen und die Slowenen in Südösterreich betreffs des Lebensmittelaustausches erfüllt, müssen Deutschland mit seiner stärksten Bevölkerung und Oesterreich auf die Vorräte der Ukraine besonderes Gewicht legen. Die Ukrainer dürfen nicht vergessen, daß wir sie als unsere tapferen Gegner unverhältnismäßig geschont haben, indem wir ihnen keine Kriegsentschädigung auferlegten.

Sonst haben wir das größte Interesse an der Befestigung eines lebenskräftigen ukrainischen Staates und müssen von ihm alle polnischen und großrussischen Treibereien abhalten. Daß die gewaltsame Enteignung vielleicht etwas weit gehen wird, darf man als Kinderkrankheit ansehen. Für uns ist hierbei maßgebend, daß hiervon auch fast eine Million deutscher Bauern betroffen werden können, die ein völkisches Anrecht auf unseren bedingungslosen Schutz haben und die wir auch wieder nach Altdeutschland oder das künftige Neudeutschland an der baltischen Küste heimführen wollen, was leider nicht vertraglich, trotz des feierlichen Gelöbnisses des Herrn von Bethmann, ausbedungen worden ist. Sache der Ukraine ist es, unsere militärische Verwaltung über die Mittel aller staatlichen Ausgestaltung zu unterrichten und sich hierbei unseres Schutzes zu bedienen.

Wir haben nur einen Wunsch: endlich uns die notwendigen Lebensmittel zu sichern und möglichst bald unsere Truppen zurückzuziehen, die keine Schutzleute sind, noch sein wollen. Der Feldmarschall von Eichhorn, einer unserer erfolgreichsten Heerführer, ist auf die Dauer zu gut, den Polizeiminister eines nunmehr befreundeten Staates zu spielen. Aber die Deutschfreundlichkeit gewisser bisheriger Regierungskreise war nicht über jeden Zweifel erhaben, vielmehr bestand eine großrussische bolschewistische Neigung, die uns feindlich war. Ebensowenig wollen wir aber den polnischen und großrussischen Großgrundbesitz mit seinen monarchistischen und erst recht deutschfeindlichen Bestrebungen unterstützen. Unsere österreichischen Freunde ukrainischer Volkszugehörigkeit würden die besten Mittler sein, um der deutschen Verwaltung an die Hand zu gehen und sie in diesem klaren, die Staatlichkeit der Ukraine sichernden Ziele zu unterstützen. Unser Soldat ist kein Politiker und soll und will es nicht sein.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Falk Heinrich Schupp in Berlin. Verlag: Georg D. W. Callwey in München. Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München.

Die deutschen Kolonisten in Beßarabien.

Unverständlich ist und bleibt es, daß der Frieden von Bukarest die Lage der vielgeplagten deutschen Kolonisten Beßarabiens eher verschlimmert denn verbessert hat, wie unsere beßarabischen Volksgenossen es hofften. Ueber ihr Schicksal ist in Bukarest nicht entschieden worden. Dafür werden sie von den Rumänen, die bei den Friedensverhandlungen nicht nur viel zu billig für ihren Treubruch davongekommen sind, sondern auch noch Beßarabien erworben haben, schwer unterdrückt. Klagen bei Marghiloman in Bukarest und selbst Klagen in Berlin haben nur Versprechungen, keine wesentliche Aenderung der Lage zur Folge gehabt. Zusammen mit 200 000 Bulgaren in Beßarabien wünschen die beßarabischen deutschen Kolonisten daher nichts sehnlicher, als die Angliederung des Landes an die junge freie Ukraine, zu der sie sich als Bauern ohnehin mehr hingezogen fühlen, denn zum rumänischen Staat mit seinem korrupten Bojarentum und seiner wenig deutschfreundlichen romanischen Bevölkerung. Uns erscheint es so, als läge es auch im Interesse der deutschen Ostpolitik, daß Beßarabien mit seiner rumänenfeindlichen Bevölkerung eher zur Ukraine als zu Rumänien gehört: an einer Stärkung Rumäniens und an seiner Vergrößerung kann uns nichts liegen; eines starken deutschfreundlichen ukrainischen Staates bedürfen wir jedoch im Angesichte der fortbestehenden großrussischen Drohung dringend. H. A. D.

Der Zusammenbruch des russischen Eisenbahnwesens.

Ein trostloses Bild des russischen Eisenbahnwesens entwerfen die „Nachrichten des Moskauer Lebensmittel-Versorgungsausschusses". Im allgemeinen Chaos des russischen Lebens sind auch die Bahnen nicht von einer völligen Zerrüttung verschont geblieben. Freilich wundert man sich, daß in dem devastierten Lande der Bahnverkehr überhaupt noch möglich ist. Das einst gewaltige Getriebe der russischen Eisenbahnen rollt eben noch, einmal in Gang gekommen, nach dem Tätigkeitsgesetz weiter; aber seine Bewegung wird rasch und in bedrohlichem Maße langsamer. Das mögen ein paar Daten illustrieren, die ein Moskauer Eisenbahnfachmann im erwähnten Moskauer Fachblatt anführt. Im Jahre 1917 trat der chronische russische „Waggonhunger", an dem Rußland schon in Friedenszeiten schwer litt, zum erstenmal in den Hintergrund, da sich nämlich damals auch der „Lokomotivhunger" schneidend bemerkbar machte. Schon zu Beginn des Winters 1917/18 erwies sich etwa ein Drittel der Güterlokomotiven als stark beschädigt und unbrauchbar; nur das Allernotwendigste konnte noch befördert werden — Heizmaterial, Lebensmittel, Kriegswaren und Eisenbahnbedarfsgut. In der Folge stauten sich die angehaltenen Waggons an den Knotenpunkten und verschlimmerten die Verkehrsnot durch Verlangsamung der Fahrgeschwindigkeit von Tag zu Tag. Wie sehr die Transportleistung an den Knotenpunkten zurückgegangen ist, beweisen folgende Gegenüberstellungen. Im Jahre 1917 beförderte die Sysran-Wjasemsker Bahn von der Ssamara-Slatouster 350 Waggons täglich, während vom Januar 1918 an die Beförderung von Wagen gänzlich eingestellt wurde. Die Moskau-Kasaner Bahn beförderte ebendaselbst 300 Waggons, während sie jetzt nur 180 Wagen übernimmt. Schließlich betrug, um noch einen dritten typischen Vergleich anzuführen, die Uebernahme von der Rjasan-Uralsker Bahn durch die Moskau-Kasaner am wichtigen Knotenpunkt Rjasan 600 Waggons; heute sind es im ganzen nur noch 150 Waggons täglich, während im Jahre 1912 allein 105 Wagen mit Getreide am Tage abgesandt und durchgelassen wurden. — Das sind trostlose Aussichten. Es kommt hinzu, daß die ununterbrochene Arbeit während einer Weltkriegsdauer von fast vier Jahren und einer Revolutionsdauer von mehr als einem Jahr auch die Angestellten übermüdet und gleichgültig gemacht und jede Hoffnung auf eine Erhöhung der Arbeitsleistung vernichtet hat. H. Dohrmann.

Die Zustände im Kaukasus.

Uebereinstimmend melden die Blätter aus Tiflis, daß sich dort auf den Trümmern der von Großrußland unabhängigen transkaukasischen Republik eine Republik Georgien konstituiert hat. Den Vorsitz im neuen Kabinett der grusinischen Republik führt Herr Ramischwili; der Landtag, dessen Präsident Dshordania ist, setzt sich vorwiegend aus Georgiern zusammen, und die Vertreter der früheren Mehrheit, die tatarischen Abgeordneten, sind aus Tiflis abgereist. Es handelt sich also um eine Umwälzung großen Stils, um eine neue kaukasische Revolution, ungefähr um ein Seitenstück zu den Kijiwer Ereignissen, die Skoropadski zum Hetman der Ukraine machten, und zu den blutigen Kämpfen in Finnland, die mit deutscher Hilfe Svinhufvud und die „Weißen" ans Ruder führten. Um das Wesen des jüngsten Umsturzes im Kaukasus zu verstehen, muß man sich zuvor mit der Geschichte der Revolution im ehemals russischen kaukasischen Gebiet vertraut machen. Erst dann werden wir Schlüsse ziehen können und ein Urteil über die jüngsten Geschehnisse im Kaukasus gewinnen.

Wenige Tage nach Ausbruch der großen russischen März-Revolution wußte im Kaukasus eigentlich noch niemand etwas Genaueres über die Vorgänge in Petersburg und ihren Verlauf; man war so wenig unterrichtet, daß es dem damaligen zarischen Statthalter des Gebietes, dem Großfürsten Nikolai Nikolaijewitsch, gelang, durch Vermittelung des Bürgermeisters von Tiflis, eines russisch gesinnten Armeniers Chatissow, Einfluß auf die führenden Kreise zu gewinnen: es hatte einige Tage lang den Anschein, als ob es dem Großfürsten wirklich gelingen würde, die Revolution vom Kaukasus fernzuhalten und hier dem Zarismus eine zuverlässige Zufluchtsstätte zu schaffen. Aber die Ereignisse überstürzten sich, dem roten Orkan vermochte sich nichts mehr im Riesenreiche entgegenzustemmen, und schließlich dämmerte auch im Kaukasus der rote Tag herauf, an dem das Gebiet sich der Revolution anschloß, die nunmehr unterrichtete Bevölkerung ihr Schicksal in die eigene Hand nahm und der Großfürst entthront ward, wie in Petersburg sein schwächlicher Neffe.

Nach dem Petersburger Muster bildete sich nun in der Hauptstadt Tiflis ein Exekutivkomitee: zunächst stellte man sich, wie überall im damaligen Rußland, solange die gemäßigteren Elemente herrschten, auf den zentralistisch-allrussischen Standpunkt und dachte nicht an eine Loslösung von Rußland. Aber diese Stellungnahme entsprach in dem auch fast ausschließlich von Fremdstämmigen bevölkerten Kaukasus nicht lange dem nationalen Empfinden der andersrassigen, die große Mehrheit bildenden kaukasischen Völkerschaften. Im Oktober 1917 kam der deletäre Einfluß der maximalistischen Arbeiter- und Soldatenräte hinzu: diese bereiteten damals bekanntlich ihre Revolution schon rührig vor und unterwühlten überall den Einfluß der gemäßigten, zentralistisch-allrussischen Regierungsbehörden. Im November 1917 löste sich das Exekutivkomitee in Tiflis tatsächlich auf und eine neue provisorische Regierung für den Kaukasus allein konstituierte sich in der Hauptstadt. Dem Verhältnis der verschiedenen Nationalitäten des Gebietes zueinander entsprechend, wurde wohl anfangs eine nationale Verständigung herbeigeführt, aber die meisten Regierungssitze nahmen doch die Mohammedaner (Tataren) ein: 4 Mohammedaner bildeten die geschlossene Hauptgruppe; 3 Georgier, 3 Armenier und 2 Russen stützten sich, untereinander nicht immer einig, auf die drei getrennten Minoritäten ihrer Wählerschaft. Im Gegensatz zur Ukraine, wo der Großgrundbesitz bekanntlich eine zentralistisch-allrussische Politik treibt, sorgten im Kaukasus die national-tatarischen Großgrundbesitzer und Petroleum-Könige für eine national-tatarische Politik, für eine heftige Agitation gegen Armenier, Georgier und Russen und eine Loslösung von Rußland zugunsten der Türkei. Nationale Gegensätze sprengten daher diese Regierung, die anscheinend auch noch föderalistisch vorging, tatsächlich aber die Trennung von Rußland anstrebte, ehe eine Einigung der Parteien stattfand, und es bildeten sich mehrere nationale Komitees, von denen das tatarische am einflußreichsten blieb. Dennoch wäre es einmal vielleicht doch noch zu einer positiven Lösung der Nationalitätenfrage in Tiflis gekommen, wenn nicht mittlerweile die Ereignisse an der türkisch-russischen Kaukasusfront bedeutenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse genommen hätten. Die mohammedanischen Tataren, die schon seit jeher begreifliche Sympathien für ihren türkischen Glaubensgenossen gehegt hatten, zeigten diese offen, als Rußland zusammenbrach, und begannen eine Vereinigung mit der Türkei anzustreben. Damit setzten sie sich jedoch zur der übrigen christlichen Bevölkerung, den Georgiern und Armeniern, Todfeinden der Türkei, in schärfsten Gegensatz. Als die Türkei sich dann nach dem Frieden von Litauisch-Brest nicht damit begnügte, die ihr zufallenden Gebiete von Kars und Batum zu besetzen, sondern, von den Tataren gerufen, weiter in der Absicht vordrang, sich den ganzen Kaukasus zu unterwerfen, wuchs sich dieser Gegensatz zu offenem Kampfe aus. Es ist zu einem förmlichen Konfessionskrieg im Kaukasus gekommen, in dem sich die Türken in Gebieten behauptet haben, die von den Mohammedanern bewohnt sind, nämlich im östlichen Kaukasus; der südliche Teil des Landes, den Armenier bevölkern, ist ihnen ohnehin zugefallen. Im nördlichen und westlichen Teil des Gebietes aber setzten sich den Türken die georgischen Volksstämme wütend zur Wehr.

Diese haben jetzt ihre eigene Republik gegründet, die unabhängig von Großrußland ist und ihre Unabhängigkeit nunmehr gegen Türken und Tataren durchzufechten haben wird, wenn der Kampf überhaupt noch fortdauert. Die Meldung, daß die tatarischen Abgeordneten das georgische Tiflis verlassen haben, läßt nämlich den Schluß zu, daß die feindlichen Parteien sich vernünftigerweise geeinigt haben und Georgien seine Selbständigkeit im Einvernehmen mit der Türkei erklärt hat, der unserer Ansicht nach ja auch nichts daran liegen kann, über die Grenzen des mohammedanischen Kaukasus hinaus vorzudringen. H. A. D.

Berichtigung.

In dem Bericht über meinen Vortrag beim 96. Osteuropäischen Empfangsabend (2. Maiheft, 2. Umschlagseite) sind einige Unrichtigkeiten enthalten. Daß Bulgarien die Norddobrudscha erhält, „wenn es gelingt, die Türkei eventuell in Südbulgarien, etwa in Dedeagatsch an der ägäischen Küste, zu entschädigen", habe ich nicht gesagt, sondern, daß zwar die Türkei diese Gegend gern haben möchte, Bulgarien sie aber braucht und die Türkei weniger auf dieses Stück Land als darauf sehen sollte, einen zufriedenen Nachbarn zu haben.

Ferner sagte ich nicht, daß in Rumänien durch die Aufhebung der Ausnahmegesetze gegen die Juden ein gesunder Mittelstand gebildet würde, sondern daß, wenn ein gesunder rumänischer Mittelstand erst vorhanden sein werde, die Juden weniger einflußreich sein würden.

Prof. Dr. C. Kaßner.

Vereinsnachrichten.

Deutsche philosophische Gesellschaft. Unter zahlreicher Beteiligung wurde in den Pfingsttagen zu Weimar die „Deutsche philosophische Gesellschaft" gegründet. Der Geschäftsführer, Dr. Horst Engert-Planen, zeichnete einleitend die Richtlinien für die Vorträge auf den Hauptversammlungen und die „Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus" (Verlag Keyser-Erfurt); nach ihm wird „unter Abwehr des dem deutschen Geiste fremden, ja feindlichen Rationalismus und Dogmatismus, Materialismus und Relativismus mit den geistigen Waffen reiner und strenger Wissenschaft für eine deutsche idealistische Weltanschauung, die das deutsche Volk nach den Erschütterungen des Weltkrieges nötiger als je haben werde, gekämpft werden". Diesen Geist atmete der Hauptvortrag von D. Dr. H. Schwarz-Greifswald „Weltgewissen oder Vaterlandsgewissen?" Er erledigte, unter Berufung auf Fichte, „Die Trugidee des Weltgewissens", des haltlosen Menschheitsideals verschwommener Geistesart, und entwickelte, ihn streng wissenschaftlich begründend, den Gedanken, daß wir Deutschen mit reinem Herzen für eine deutsche Zukunft eintreten dürfen, ohne befürchten zu müssen, eine „solche Gesinnung werde an dem Maßstabe einer höheren Sittlichkeit versagen". Von den „Beiträgen" (Schriftleiter Arthur Hoffmann-Erfurt) liegt das erste, vielversprechende Heft vor; sie erweisen sich als ein wertvoller Mitkämpfer in dem Kampfe gegen den politischen, religiösen und philosophischen Rationalismus des 18. Jahrhunderts, der zwar wissenschaftlich überwunden ist, aber auf unser politisches und geistiges Leben im Zeitalter der Herrschaft der Masse einen maßgebenden Einfluß ausübt.

Bücherbesprechungen.

Dr. Georg Wilhelm Schiele, Waffensieg und Wirtschaftskrieg. Verlag der Bacmeisterschen Wochenschrift „Das größere Deutschland", Dresden. Preis 80 Pfennig. Dr. Schieles Arbeit ist erst einmal eine gestrenge Kritik an unserer Kriegswirtschaft und weist verurteilend auf die hundert Fehler der falschen Gleichmacherei im Handel und Wandel unserer Tage hin. Die Ausschaltung des freien preisbildenden Handels hat zu bösen Uebelständen geführt: Verschwendung, Verteuerung und Verderben der Waren, Demoralisation durch Schleichhandel, allgemeine Unredlichkeit auf allen Gebieten und das Schwinden jeder Autorität. Aus tiefster Kenntnis der Not unserer Zeit urteilt und verurteilt der Verfasser sehr objektiv. Aber er ist keineswegs nur Schlechtmacher und Schwarzseher; er fragt: wo liegt die richtige und notwendige Grenze zwischen der Zwangswirtschaft, der Kriegswirtschaft, der öffentlichen Wirtschaft, die im Kriege notwendig ..., und derjenigen freien Volkswirtschaft, die aufrecht erhalten bleiben muß — trotz aller Monopole, Gesellschaften und Gleichmachereien. Und er antwortet darauf mit einem hoffnungsfreudigen Ausblick auf Zeiten, da gesunde deutsche Kraft den Feinden zum Trotz fraglos ein neues deutsches Wirtschaftsreich aufzurichten sich gedrängt fühlen wird: „Der deutsche Riese, der da draußen die ehernen Ketten sprengt, muß auch mit den papierenen Ketten einer unnützen Bürokratie fertig werden!" H. A. D.

Dietrich Schäfer, Kurland und das Baltikum. Berlin 1918; Karl Heymanns Verlag (1,20 M.).

Die bange Frage, die deutsche Gemüter so lange beunruhigte, „Was wird aus dem Baltikum?" hat endlich ihre endgültige Antwort gefunden. Was dort oben in der Nordostecke der Ostsee einst zum alten Deutschen Reich gehörte, von ihm, nicht ohne die Schuld des Reiches, abgetrennt wurde und durch viele Generationen der Kampfplatz und der Untertan der benachbarten Großmächte war, das, die russischen und doch deutschen Ostseeprovinzen, tritt jetzt mit dem neuen Reiche, der im Bunde mit Finnland im Bereich der ganzen Ostsee trotz Englands maßgebenden Macht, auf ewig ungeteilt in dauernde Verbindung. Geheimrat Dietrich Schäfer, der Neuhistoriker der Berliner Universität und der unermüdliche Vorkämpfer für einen deutschen, die deutschen Interessen auch im Osten wahrenden Frieden, hat diese Frage in einem kleinen Büchlein behandelt und die Bedeutung des Baltikums an sich und für uns eindringlich in Erinnerung gebracht. Sachlich in der Auffassung, führt er den Leser mit sicherer Hand durch die Weltgeschichte und läßt den Ordensstaat von der Memel- bis zur Narwamündung vor unseren Augen entstehen, sich zu hoher Blüte entwickeln, zum Spielball der Machtgelüste mächtigerer Nachbarn und schließlich zur Provinz des russischen Riesenreiches werden. Er macht uns sodann mit dem Anteil des Baltenlandes am Ostsee- und Welthandel, dem überragenden Einfluß der Hansa, deren Mitglied Riga und Reval waren, im Ostseegebiet, der sie verdrängenden Konkurrenz der Niederländer, mit dem Handel nach und von Spanien und England, der Blüte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Reformation, mit dem allmählichen Rückgange und mit dem mächtigen Aufschwunge des Ostseeverkehrs im vorigen Jahrhundert bekannt; die Sundzoll-Listen bieten ihm dafür wertvolles statistisches Beweismaterial. Es folgen Mitteilungen über die Einfuhr- und Ausfuhrartikel der Häfen des Baltenlandes, ihren Anteil am Ostsee- und Welthandel Rußlands, Hinweise auf die Interessen, die dort für uns auf dem Spiele stehen, auf Maßregeln, die der Hebung des Baltikums dienen könnten, auf die Bedeutung, die die Wiederherstellung des finnischen Staates für uns haben wird und die der Anschluß Ostkareliens an Finnland für letzteres haben würde, auf Englands — nunmehr erledigte — Absicht, die Ostsee in ein englisches Meer zu verwandeln, und sein in der Verwirklichung begriffenes Projekt, durch einen Transitverkehr, zu Wasser auf Dampffähren und zu Lande quer durch Skandinavien und Finnland bis Petersburg auf der Eisenbahn, den Personenverkehr der beiden angelsächsischen Reiche ganz und ihren hochwertigen Stückgüterverkehr nach Rußland so weit wie möglich vom Wege über Deutschland abzulenken und dadurch den deutschen Handel und den der baltischen Häfen schwer zu schädigen. — Den überreichen Inhalt der Schrift, den ich anzudeuten versucht habe, erschöpfend wiederzugeben, ist, zumal im Rahmen einer Besprechung, nicht möglich: wer sie liest, dem wird sie aber viel Aufschlüsse über Unbekanntes geben. M. K.

Hanns Dohrmann, Aus Kurlands Befreiungstagen. Kriegserlebnisse eines Kurländers. Verlag von Fritz Würtz, Berlin-Steglitz. Preis 1,50 Mk.

Der erfolgreiche Verlauf der glänzenden deutschen Waffentaten im Osten hat es mit sich gebracht, daß Tausende von Deutschen, die alle das feldgraue Ehrenkleid tragen, aber aus den verschiedensten Gauen Deutschlands stammen und allen Ständen und Berufen angehören, das in Deutschland fast in Vergessenheit geratene und bereits zum Erstickungstode im russischen Sumpfe verurteilte Kurland aus eigener Anschauung genau kennen lernen konnten. Die erfreulichen Eindrücke, die sie von dem schönen Lande empfangen haben, sind in unzähligen feuilletonistischen Skizzen und Flugschriften behandelt worden; auch die Literatur historischen, kriegsgeschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Inhaltes über Kurland, die meist aus baltischer Feder stammt, ist in den letzten drei Jahren beträchtlich angewachsen. Das Buch des Kurländers Dohrmann, das er seinen Eltern „in Erinnerung an unvergeßliche Tage" gewidmet hat, nimmt unter den literarischen Erzeugnissen dieser Art eine Sonderstellung ein und verdient besondere Beachtung, weil es eine noch vorhandene Lücke in dieser reichen Fülle von Schriften ausfüllt. Es behandelt nämlich die für jeden echten Kurländer noch über allen wirtschaftspolitischen und lokalpatriotischen Erwägungen stehenden, tief im deutschen Rassegefühl wurzelnden Imponderabilien, die beim inneren und äußeren Anschluß des alten Herzogtums an das Deutsche Reich eine so wesentliche Rolle gespielt haben. Es bietet nur einen kleinen Ausschnitt aus den Erfahrungen und Empfindungen des Verfassers und seiner Familie, die aber im Sturmeswehen der großen Zeit für den einzelnen zu einem großen Erlebnis, für den Leser aber zu einem wertvollen zeitgeschichtlichen Dokument werden.

In den ersten Abschnitten werden zunächst die schwülen Tage beim Kriegsausbruch geschildert, der ganz unvermutet wie ein Donnerschlag in das trotz aller russischen und lettischen Umtriebe noch immer behäbig friedliche und idyllische Stilleben des „Gottesländchens" fiel. Dann der erste Kanonendonner, der schon am 2. August 1914 bei der Beschießung Libaus erdröhnte und die deutschen Kurländer, halb erschreckt, halb freudig erregt, aufhorchen ließ. Der Schwerpunkt der Schilderung ist jedoch auf die Zeit vom Mai bis zum Juli 1915 verlegt, als sich die Wiedervereinigung des ehemaligen Herzogtums mit dem Deutschen Reiche vollzog, namentlich auf den ersten Monat, als der „deutsche Feind" nach der Eroberung Libaus seinen Vormarsch nach Osten und Norden begann. Was aber die in die schwersten Konflikte gestellten, von den Letten überall beargwöhnten und denunzierten deutschen Kurländer in dieser ersten schweren Zeit durchzukämpfen hatten, das wird vom Verfasser sehr anschaulich und lebendig, zum Teil in herzbewegender Weise dargestellt. Auch die Stimmung der übrigen Volkselemente, der Letten und Juden, kommt in zahlreichen fein und scharf beobachteten Episoden zur Geltung. Und die im lachenden Sonnenschein des duftigen kurischen Frühlings liegende Landschaft mit ihren zarten intimen Reizen, mit ihren jetzt zwischen Furcht und Hoffnung schwankenden Bewohnern, bildet den anmutigen Rahmen für die großen Ereignisse, den schneidigen Bewegungskrieg der deutschen Reiterscharen. Sehr wohltuend berühren in diesen stimmungsvollen Schilderungen der sichere Takt und das feine Verständnis, mit dem die hochgebildeten deutschen Offiziere der Stimmung der deutschen Kurländer entgegenkommen. Allen reichsdeutschen Kreisen, die über diese Stimmung noch im unklaren sind, ist die Lektüre dieses hübsch geschriebenen Buches daher dringend zu empfehlen.

H. v. R.